

bulletin

Das Magazin der Credit Suisse | www.credit-suisse.com/bulletin | Nr. 5 | Dezember 2004

Sorgenbarometer 2004

**Arbeitslosigkeit bleibt die
Sorge Nummer 1**

Wirtschaftsausblick

Das bringt das neue Jahr

Interview

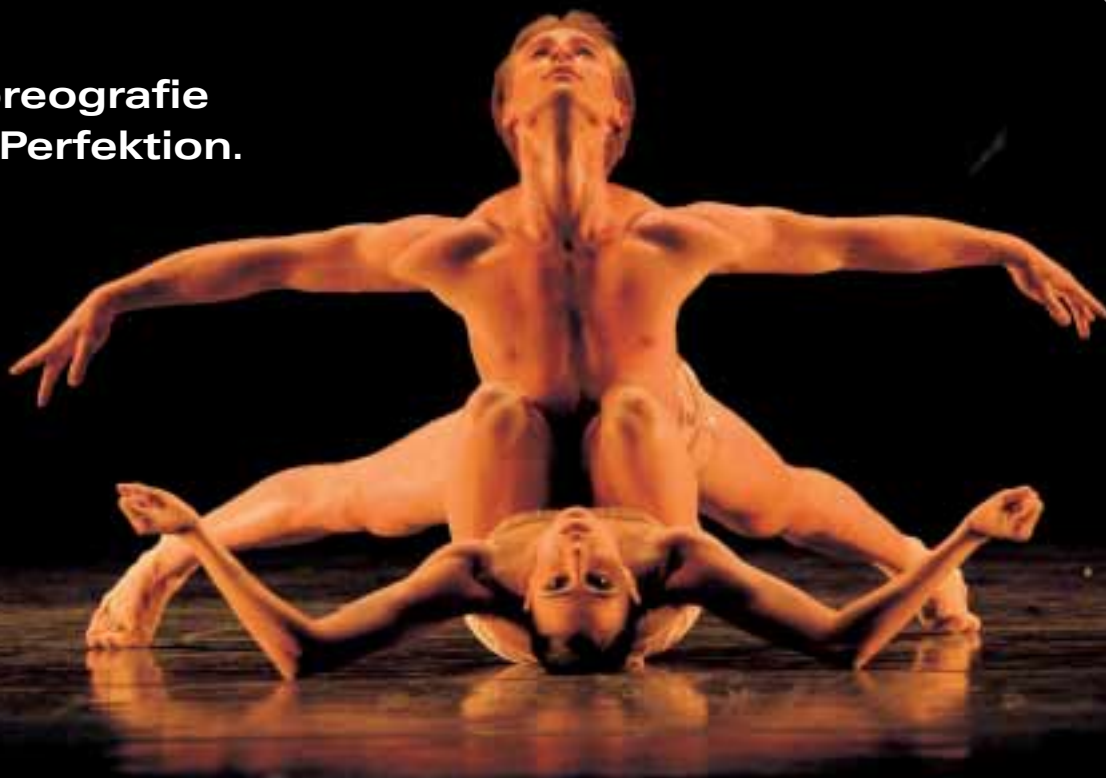
**Jakob Kellenberger,
Präsident des IKRK**

Schweiz
Eine Nation, viele Hoffnungen



Audi

**Choreografie
der Perfektion.**



**Vorsprung leben.
Der neue Audi A4.**

Kraftvolle Form und ausgeprägter Charakter. Souveräne Fortbewegung dank modernster Motorentechnik und einzigartigem Dynamikfahrwerk. Komfort und Sicherheit in jeder Situation. Mehr als ein Grund, warum der neue Audi A4 der Vorreiter seiner Klasse ist.

Jetzt beim Audi-Vertreter.

**quattro® von Audi.
Überlegene Sicherheit.**



Vorsprung durch Technik www.audi.ch



Gesucht: durchsetzbare Reformen für die Schweiz

Neben dem Gesundheitswesen und den Bundesfinanzen sorgen sich die Schweizerinnen und Schweizer um die drei grossen A: Arbeitslosigkeit, Altersvorsorge, Asylwesen. Zu diesem Schluss kommt das neuste Sorgenbarometer der Credit Suisse. Zuoberst auf der Liste der Probleme, die die Stimmberechtigten gelöst sehen wollen, sind die Sicherstellung der AHV/IV, das wirtschaftliche Wachstum, die Kosteneindämmung im Gesundheitswesen sowie die Bekämpfung der Kriminalität.

Dem Themenfeld Wachstum – dazu gehört Wettbewerb als Grundlage jedes nachhaltigen Wachstums – kommt deshalb zentrale Bedeutung zu. Erstens bestraft die Globalisierung mangelnde Wettbewerbsfähigkeit rasch und unbarmherzig. Zweitens erfordert die demografische Entwicklung (Alterung und Schrumpfung der Bevölkerung), dass wir in den nächsten Jahrzehnten produktiver werden, wenn die Sozialwerke im bisherigen Rahmen finanziert werden sollen. Radi-

kale Reformen für mehr Wettbewerb sind unabdingbar, zeigen doch die Erfahrungen der letzten zehn Jahre, wie gering der Produktivitätsfortschritt jener Branchen war, die nicht den Wettbewerbskräften ausgesetzt sind.

Fast alle gesellschaftlichen Institutionen, die für die Durchsetzung der Reformen wichtig sind, sahen sich aber in den letzten zehn Jahren einem deutlichen Vertrauensverlust der Bevölkerung ausgesetzt. Am stärksten traf dies in der vergangenen Dekade die staatliche Verwaltung, den Ständerat und den Bundesrat. Über 60 Prozent glauben denn auch, dass das politische System Schweiz gründliche Reformen braucht. Sorgen um die Identität der Schweiz braucht man sich deshalb trotzdem nicht zu machen: Schliesslich assoziieren die Stimmberechtigten ihr Land in erster Linie mit Sicherheit und Frieden und nicht mit den staatlichen Institutionen.

René Buholzer, Head of Public Affairs



PREISTRÄGER
BCP BEST OF
CORPORATE
PUBLISHING
2004

Büro, so weit das Auge reicht.

Avec Mobile Unlimited.



Jetzt haben Sie die Freiheit, überall zu arbeiten wie im Büro. Mobile Unlimited, der neue mobile Breitbandanschluss von Swisscom Mobile, bietet Ihnen komfortablen Zugriff auf Internet, E-Mail und Firmendaten. Und das immer mit der schnellsten verfügbaren Geschwindigkeit: UMTS, GPRS oder WLAN (bis 2 Mbit/s). Weitere Informationen bekommen Sie bei Ihrem Swisscom Shop, ausgewählten Fachgeschäften und unter 0800 88 99 11. Oder Sie besuchen uns ganz einfach unter **www.swisscom-mobile.ch**



CHF **299.-***

Mobile Unlimited

- Unlimited PC Card für UMTS/GPRS/WLAN
- Unlimited Data Manager (Installations- und Bediener-Software)
- Abonnement NATEL® data basic
- Quick Start Guide

* Bei Abschluss eines neuen NATEL® data basic-Abo (Mindestdauer 24 Monate, CHF 10.-/Mt.), exkl. SIM-Karte CHF 40.-, Preis ohne Abo CHF 899.-.

swisscom mobile

Go far. Come close.



Schwerpunkt: Schweiz

- 6 Sorgenbarometer 2004** Arbeitslosigkeit macht Kummer
- 12 Trends** Fünf Experten wagen einen Blick in die Zukunft
- 14 Eigenbild** Schweizer sind sicherheitsliebend und friedfertig
- 18 Interview** Walter Kielholz plädiert für eine offene Schweiz
- 20 Tour de Suisse** Fotografischer Streifzug durchs Land
- 28 Fremdbild** Über Hürden im Umgang mit Schweizern
- 32 Hoffnung** Die Schweiz existiert doch
- 38 Hassliebe** Friedrich Dürrenmatt und die Schweiz

Aktuell

- 40 @propos** Keiner zu fein, ein Blogger zu sein
- 40 Kurz und bündig** China lockt Schweizer KMU
- 41 Kurz und bündig** Credit Suisse Basel feiert Jubiläum
- 41 Nach-Lese** Buchtipps für Wirtschaftsleute
- 42 Neu im emagazine** Expertenforum zu Wirtschaftstrends



Wealth Management

Strategy

- 43 Finanzeditorial** Flexibilität bleibt 2005 eine Anlegertugend
- 44 Prognosen** Die Aussichten für die nächsten zwölf Monate
- 45 Konjunktur** Abkühlung ist vorprogrammiert
- 46 Aktien** 2005 startet freundlich, aber dann folgt der Abschwung
- 48 Obligationen** Zinsbuckel bietet gute Einstiegsmöglichkeiten
- 49 Währungen** Europäische Währungen legen weiter an Wert zu
- 50 Alternative Anlagen** Emerging Markets sind 2005 dynamisch
- 51 Anlagetipp** Alpha Indizes bewährten sich trotz Turbulenzen

Topics

- 52 Wirtschaft 2005** Wie lange hält der Aufschwung an?
- 60 Pharma** Schweizer Firmen sind führend bei der Krebstherapie
- 62 Aktienmärkte** David gegen Goliath: SPI Extra und SMI



Lust und Laster

- 64 Heissgetränk** Der «Kafi Luz» ist vom Aussterben bedroht

Sponsoring

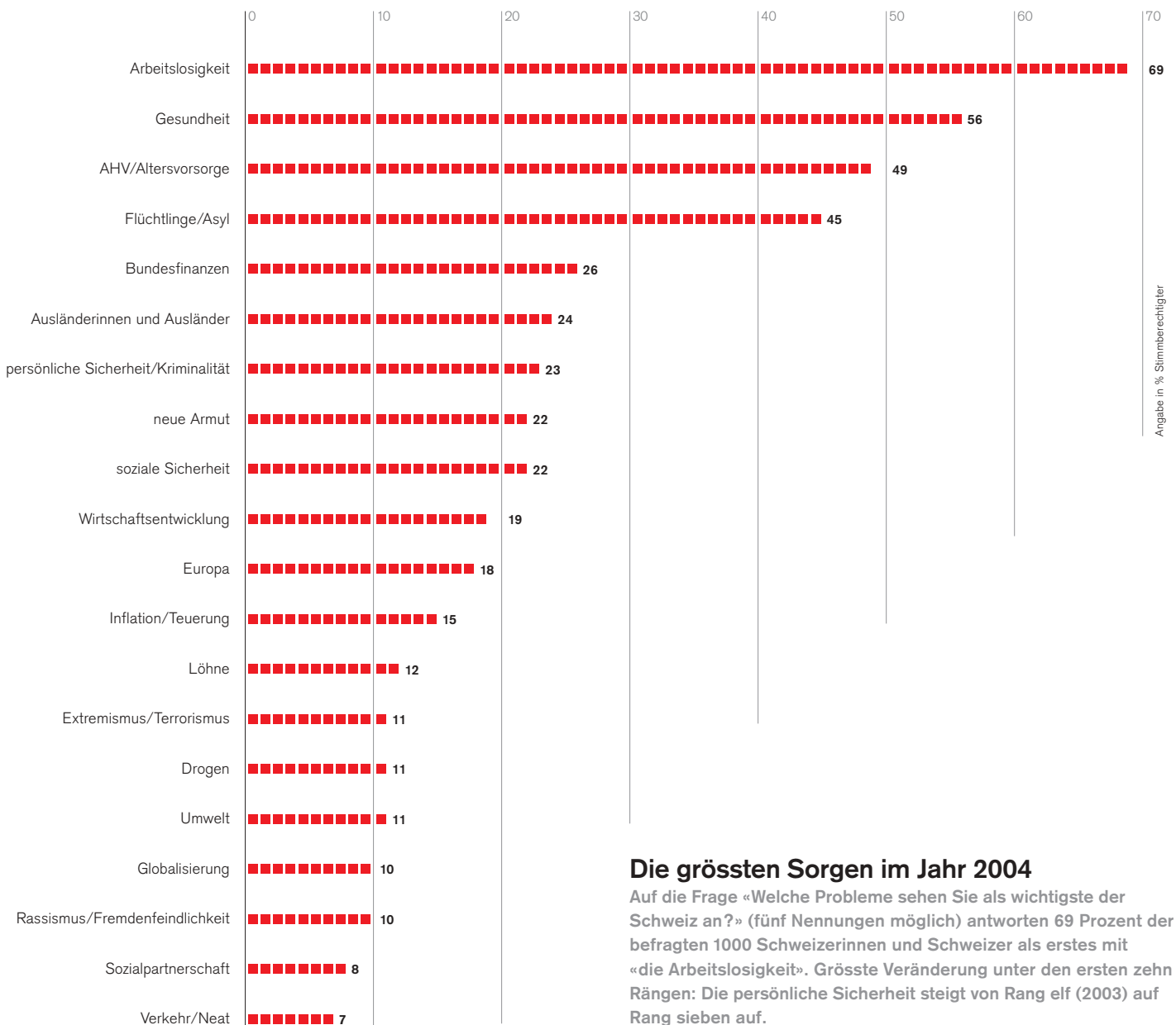
- 68 Oper** «Ariane et Barbe-Bleue» im Zürcher Opernhaus
- 70 Pferdesport** St. Moritz lockt mit dem White Turf
- 71 Agenda** Kultur und Sport im Überblick
- 71 Kultur in Kürze** Kulturelles aus Kapstadt
- 71 Impressum**

Leaders

- 72 Jakob Kellenberger** Völkerrecht und Menschenwürde

Sorgen im Zeichen der Wirtschaft

Das neue Sorgenbarometer der Credit Suisse zeigt: Arbeitslosigkeit, Gesundheitswesen und Altersvorsorge bereiten den Schweizerinnen und Schweizern nach wie vor argen Verdruss. Etliches hängt mit der Einschätzung der Wirtschaftslage zusammen. **Von Marcus Balogh**



Die grössten Sorgen im Jahr 2004

Auf die Frage «Welche Probleme sehen Sie als wichtigste der Schweiz an?» (fünf Nennungen möglich) antworten 69 Prozent der befragten 1000 Schweizerinnen und Schweizer als erstes mit «die Arbeitslosigkeit». Grösste Veränderung unter den ersten zehn Rängen: Die persönliche Sicherheit steigt von Rang elf (2003) auf Rang sieben auf.

► An den Sorgen der Schweizerinnen und Schweizer hat sich seit 2003 nicht viel verändert. Neben der Arbeitslosigkeit – 69 Prozent beurteilen sie im Jahr 2004 als das grösste Problem – nehmen nach wie vor der Bereich des Gesundheitswesens, die AHV, respektive die Altersvorsorge, und das Flüchtlingswesen die prominentesten Plätze ein.

Danach folgen als Aufsteiger die Bundesfinanzen. Während sie heute auf dem fünften Rang im Sorgenbarometer stehen, lagen sie 2003 noch einen Rang tiefer. Die beiden weiteren Aufsteiger direkt hinter den Bundesfinanzen sind die Sorgen um Ausländerinnen und Ausländer (von Rang neun auf sechs und die Angst um die persönliche Sicherheit (Rang elf auf sieben).

Probleme und Ziele decken sich nicht

Von den zahlreichen Ergebnissen und Schlussfolgerungen halten wir zwei für besonders bemerkenswert. Bittet man die Befragten, aus den wichtigsten Problemen jenes zu benennen, dass sie mit höchster Priorität gelöst haben wollen, dann ist die resultierende Aufreihung fast identisch: Arbeitslosigkeit, Gesundheitswesen, AHV/Altersvorsorge und das Asylwesen belegen Rang eins bis vier. Die Bewertungen der Bürgerinnen und Bürger fallen ähnlich aus, egal, ob man sie auf die Wichtigkeit der Probleme oder die Dringlichkeit ihrer Lösung anspricht.

Anders sieht die Bewertung aus, wenn nicht nach den anstehenden Problemen und der Dringlichkeit ihrer Lösung, sondern, wie das im Spezialteil des diesjährigen Sorgenbarometers getan wurde, nach den wichtigsten Zielen gefragt wird (siehe dazu Seite 14). Auch hier steht die langfristige Sicherstel-

lung der AHV/IV an erster Stelle. Gleich danach folgen aber das wirtschaftliche Wachstum, die Eindämmung der Ausgaben im Gesundheitswesen, die Bekämpfung der Kriminalität und die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die Schweizer Bürgerinnen und Bürger unterscheiden offenbar zwischen Problemen (inklusive ihrer Lösung) und übergeordneten Zielen. Wir sind überzeugt, dass die politischen Kräfte der Schweiz die Bedeutung dieser Ziele und ihre Reihenfolge nicht unterschätzen sollten.

Details verstecken sich in Grafiken

Vor diesem Hintergrund ist die Auswahl der Grafiken zu verstehen. Auf die wichtigsten Probleme (Grafik Seite 6) und der Veränderung dieser Bewertungen (Grafik Seite 8), folgen vier Grafiken (alle Seite 8), die die Entwicklung einzelner Problemkreise seit 1988 widerspiegeln.

Auf Seite 9 findet sich eine Grafik, die das Mass des Vertrauens in 15 Institutionen wie Bundesgericht, Bundesrat, Parteien und Banken zeigt.

Um der Priorität des wirtschaftlichen Wachstums gerecht zu werden, beschäftigen sich zwei Grafiken mit der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage. Die letzte Grafik zeigt, wie oft Schweizerinnen und Schweizer das Gefühl haben, dass die Politik versage.

Arbeitslosigkeit: Das Zittern ist ganz offiziell

2000 zeigten sich nur gerade 34 Prozent der befragten Stimmberechtigten über die Arbeitslosigkeit besorgt. Dieses Jahr sind es fast 70 Prozent. Dazu der Politikwissenschaftler Claude Longchamp vom Forschungsinstitut gfs.bern, der mit seinem Team die Umfrage

für die Credit Suisse durchgeführt hat: «Wir vermuten die Ursache in der häufig kommunizierten Arbeitslosenquote. Das Problem-bewusstsein folgt hier der offiziellen Statistik. Je negativer die Aussichten, desto höher die Nennhäufigkeit im Sorgenbarometer.»

AHV: Der Blick zurück lässt hoffen

59 Prozent der Befragten haben 2003 die AHV und die Altersvorsorge auf Rang zwei des Sorgenbarometers gebracht. Heuer liegt sie mit 49 Prozent der Nennungen auf Rang drei. Ein Blick zurück relativiert das Ergebnis zusätzlich. Nach einem ersten Anstieg im Jahr 1995 im Umfeld der damaligen AHV-Debatte blieben die Werte über lange Zeit konstant. Ab 2002 nahm die Häufigkeit der Nennung dann parallel zur Diskussion um das BVG sprunghaft zu. Nach dem Entscheid über die Rentenreform könnte sich das Problemfeld beruhigen.

Europa: Jeder ist sich selbst der Nächste

Vor neun Jahren wurde die Beziehung der Schweizer zu Europa von fast der Hälfte der Schweizer als Sorgenkind betrachtet. Heute ist das Thema nur noch für 18 Prozent relevant. «Für die Deproblematisierung der Europa-Frage erachten wir das eindeutige Ergebnis der Volksabstimmung über die Bilateralen II als entscheidend», so Claude Longchamp.

Sicherheit: Aufsteiger hat Zukunft

Die persönliche Sicherheit ist ein komplex gestalteter Lebensbereich. Claude Longchamp vermutet hinter dem Anstieg eine langfristige Entwicklung. Dafür sprechen auch andere Faktoren: die globale Unsicherheit, an der sich wahrscheinlich in den nächsten Jahren nicht viel ändern wird, das schwindende Vertrauen in die Obrigkeit und nicht zuletzt auch die aufmerksamkeitsträchtige und deshalb von Politikern und

«Die Beurteilung der Wirtschaftslage ist Eckstein für viele Problemdeutungen.» Claude Longchamp

Fortsetzung Seite 10 ►

	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004
Arbeitslosigkeit	74	57	34	45	52	67	69
Gesundheit	46	48	59	64	58	63	56
AHV/Altersvorsorge	45	45	49	37	49	59	49
Flüchtlinge/Asyl	47	56	41	32	43	36	45
Bundesfinanzen	17	26	22	19	20	22	26
Ausländerinnen und Ausländer	24	22	22	22	19	18	24
persönliche Sicherheit/Kriminalität	15	18	8	14	19	16	23
neue Armut	17	18	18	27	22	27	22
soziale Sicherheit	15	17	15	13	16	21	22
Wirtschaftsentwicklung	15	11	8	16	17	20	19
Europa	40	43	45	34	21	15	18
Inflation/Teuerung	8	5	10	10	9	10	15
Löhne	12	13	13	19	9	12	12
Extremismus/Terrorismus	–	–	1	27	8	6	11
Drogen	22	16	15	11	12	18	11
Umwelt	19	18	25	15	18	14	11
Globalisierung	10	13	11	24	17	15	10
Rassismus/Fremdenfeindlichkeit	–	–	15	10	7	11	10
Sozialpartnerschaft	7	5	7	5	5	6	8
Verkehr/Neat	12	7	11	10	10	6	7

Angabe in % Stimmberechtigter

Das Problembewusstsein

AHV/Altersvorsorge entschärft?

Im kurzfristigen Bereich haben die Probleme mit der Arbeitslosigkeit an Bedeutung gewonnen. Häufiger erwähnt werden auch Schwierigkeiten mit den öffentlichen Finanzen, den Flüchtlingen, mit Ausländern/ Ausländerinnen und Sicherheitsfragen.



Angst vor Arbeitslosigkeit

Der Trend bleibt vorläufig ungebrochen: Die Angst um den Job nimmt zu. Solange sich die Wirtschaftsaussichten nicht verbessern, setzt sich der Trend wohl fort.

Bedrohte AHV/Altersvorsorge

Immer noch ist die AHV/Altersvorsorge für fast die Hälfte der Befragten ein Sorgenkind. Die Tendenz ist allerdings rückläufig. Gut möglich, dass nach Abschluss der Debatte um das BVG vorläufig Ruhe einkehrt.

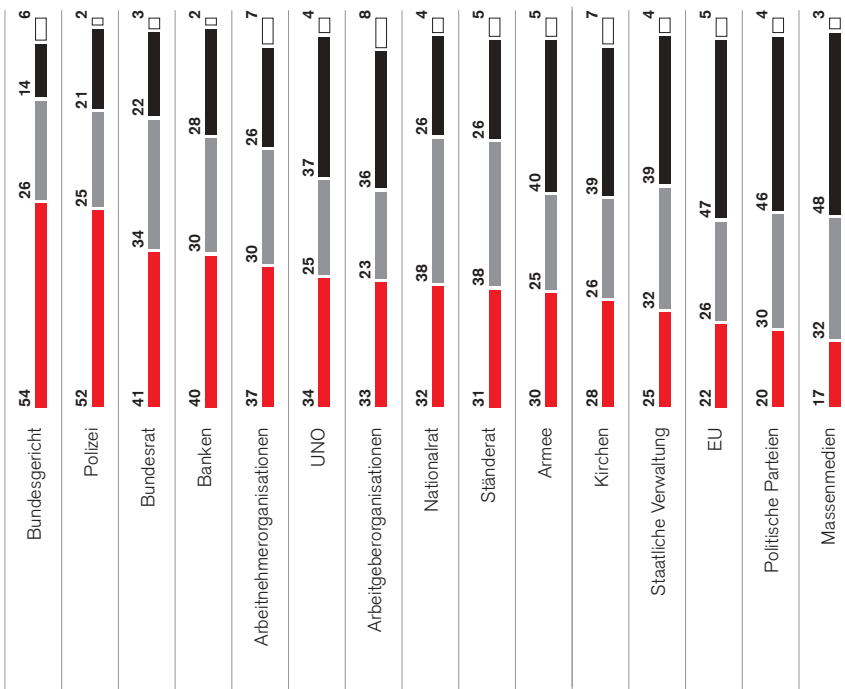
Schwankendes Europa

Das Interesse an Europa und an der Integration ins europäische Umfeld ist dramatisch gesunken. Angesichts der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Europa sind Änderungen alles andere als ausgeschlossen.

Es fehlt persönliche Sicherheit

Aufsteiger des Jahres ist die Angst um die persönliche Sicherheit. Fast ein Viertel der Befragten machen sich darum Sorgen. Mehr dazu im Interview mit dem designierten Nationalratspräsidenten Jean-Philippe Maitre.

Angabe in % Stimmberechtigter



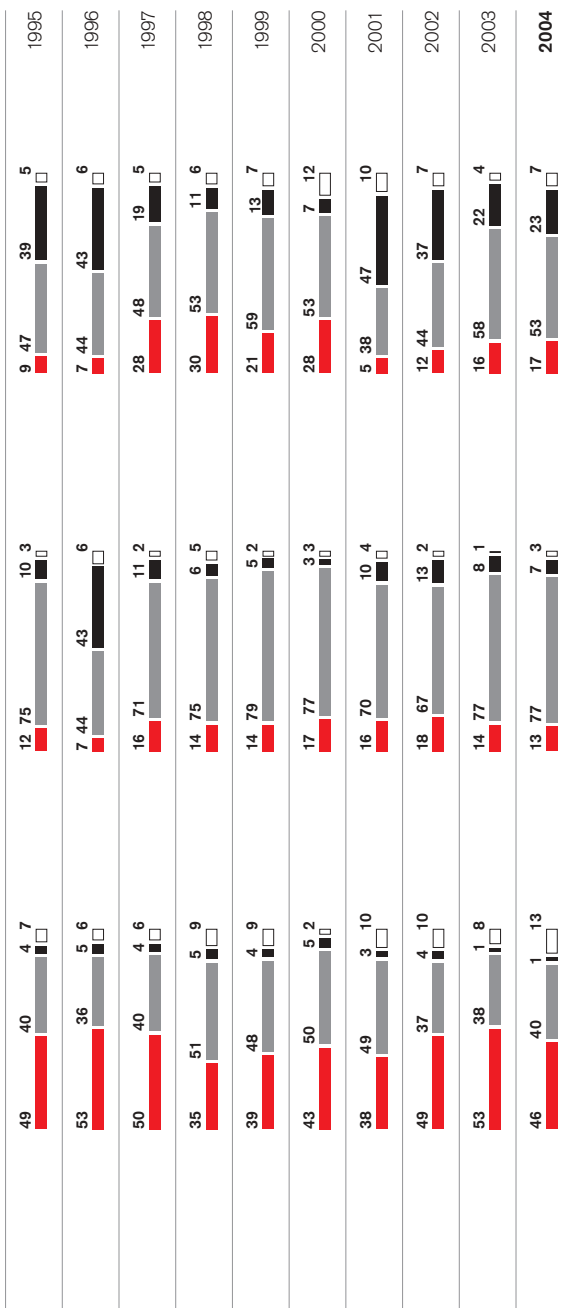
Trends

Akteure haben Vertrauen verspielt

«Wie gross ist Ihr Vertrauen in die folgenden Akteure?» Das Resultat fällt ernüchternd aus. Nicht einmal ein Drittel der Befragten vertrauen zum Beispiel dem National- und dem Ständerat.

■ Vertrauen ■ weder/noch ■ kein Vertrauen □ keine Antwort

Angabe in % Stimmberechtigter



Wirtschaft macht keine Hoffnung

«Wie wird sich Ihrer Ansicht nach die allgemeine Wirtschaftslage in den kommenden zwölf Monaten entwickeln?»

■ verbessern ■ gleich bleiben ■ verschlechtern □ keine Antwort

Persönlich bleibt alles beim Alten

«Wie wird sich Ihrer Ansicht nach Ihre persönliche Wirtschaftslage in den kommenden zwölf Monaten entwickeln?»

■ verbessern ■ gleich bleiben ■ verschlechtern □ keine Antwort

Politik versagt langfristig

«Wie oft haben Sie das Gefühl, die Politik versage in entscheidenden Dingen?»

■ oft ■ selten ■ nie □ weiss nicht

Medien noch so gerne breit ausgetragene Debatte über die Kriminalitätsrate von Ausländern und Asylsuchenden.

Vertrauen: Misstrauen gegen die Obrigkeit

Das Sorgenbarometer der Credit Suisse hat das Vertrauen der Befragten in 15 staatliche und zivilgesellschaftliche Institutionen untersucht. Nur dem Bundesgericht und der Polizei vertraut mehr als die Hälfte. Allen anderen Institutionen vom Bundesrat bis zu den Massenmedien vertraut nur eine Minderheit.

Allgemeine Wirtschaftslage: Silberstreifen?

Lediglich 17 Prozent der Befragten erwarten während der nächsten zwölf Monate eine bessere Wirtschaftslage, 23 Prozent glauben, dass sie sich verschlechtert. Claude Longchamp sieht in der Beurteilung der Wirtschaftslage einen der Eckpunkte der Erhebung: «Die Problemdeutungen sind teilweise bedingt durch die Beurteilung der allgemeinen Wirtschaftslage. Ein eindeutiger und konstanter Zusammenhang ist nicht feststellbar – der Einfluss auf die Bewertung der Arbeitslosigkeit, auf verwandte Einschätzungen wie etwa die Sicherheitsvorstellungen, ist aber zweifellos gegeben.»

Persönliche Wirtschaftslage: Status quo

Trotz der eher pessimistischen Lage bei der Einschätzung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage erwarten die Befragten für die eigene Situation keine grossen Veränderungen. 77 Prozent denken, dass es ihnen in

Die vollständige Sorgenbarometer-Studie finden Sie unter www.credit-suisse.com/emagazine

zwölf Monaten gleich gut geht wie heute. Der Unterschied zwischen der Beurteilung der Entwicklung der allgemeinen Wirtschaftslage und jener auf persönlicher Ebene wird durch die Erhebung nicht vollständig erhellt.

Politikversagen: Zahlen sagen alles

Das Vertrauen in die Institutionen schwindet, die Aussichten für die Wirtschaft sind getrübt – ist es da erstaunlich, dass 46 Prozent der Befragten das Gefühl haben, die Politik versage oft in entscheidenden Dingen? An Stelle eines weiterführenden Kommentars verweisen wir auf das nebenstehende Interview mit Jean-Philippe Maitre, dem designierten Nationalratspräsidenten für 2005. **I**

«Die Schweiz braucht eine aktive und offensive Politik»

Jean-Philippe Maitre, Nationalratspräsident 2005, nimmt Stellung zu den Ergebnissen des Sorgenbarometers. Er wünscht sich, dass Reformen den Weg zu alten Tugenden ebnen. **Interview: Marcus Balogh**

Bulletin Herr Maitre, welches war Ihre grösste Sorge 2004?

Jean-Philippe Maitre Ich habe mir vor allem Sorgen über die Fähigkeit der Schweiz gemacht, angemessen auf die wirtschaftlichen Veränderungen zu reagieren – letztlich darüber, ob es uns gelingt, weiterhin genügend Arbeitsplätze zu schaffen. Wenn ich mir das Sorgenbarometer anschau, mache ich mir also die gleichen Sorgen wie die meisten Schweizerinnen und Schweizer.

Dann erstaunen Sie die Resultate des Sorgenbarometers also nicht? Nein, überhaupt nicht. Auch nicht die Ergebnisse der Spezialumfrage. Gerade hier kommt deutlich zum Ausdruck, dass sehr viele der Problemkreise vom wirtschaftlichen Umfeld beeinflusst werden. Die Bürgerinnen und Bürger sehen klar und deutlich, dass sie am Ende des Monats fast nichts mehr im Portemonnaie haben.

Wie meinen Sie das? Fragen Sie sich doch selbst: Was bleibt Ihnen, nachdem Sie die Krankenkasse, die Steuern, die AHV, die berufliche Vorsorge, die Miete und andere obligatorischen Abgaben bezahlt haben? Die Kaufkraft der Schweizerinnen und Schweizer ist akut bedroht – und das wiederum halte ich für äusserst bedrohlich. Hier muss die Politik eingreifen!

Und wie soll sie das? Leicht ist das nicht. Die Veränderungen der Wirtschaftslage hängen von der Konjunktur ab. Und im Moment geht unsere Politik oft nur reaktiv auf die Konjunktur ein – bis sich die Gesetze auswirken, ist es oft schon zu spät. Wir

müssen uns als Politiker also auch verstärkt mit dem wirtschaftlichen Umfeld beschäftigen.

Haben Sie da ein konkretes Beispiel? Wir müssten zum Beispiel den Mut haben, uns einzugestehen, dass die Gesundheitskosten in den nächsten Jahren weiterhin steigen werden. Wir sollten uns deshalb heute schon fragen: Wäre es nicht sinnvoll, dass die Krankenkassen nur noch die Behandlungskosten der arbeitenden Bevölkerung und kürzlich in Rente gegangenen Leute zahlt, während die hohen Kosten der Betreuung der ältesten Gesellschaftsmitglieder durch einen Teil der Mehrwertsteuer übernommen werden? Das ist eine Idee, eine Hypothese – aber sie zeigt, dass es auch Alternativen zur gegenwärtigen Situation gibt.

Welches ist denn Ihrer Meinung nach die wichtigste Entwicklung, die die Schweiz oder die Schweizerinnen und Schweizer in den nächsten Monaten angehen müssen?

Die Wiederbelebung der Wirtschaft. Konkret müssen wir uns den Kräften der Marktwirtschaft aussetzen. Wir brauchen mehr Konkurrenz und weniger Verwaltungsaufwand. Denn wir haben zum Beispiel ein viel zu hohes Preisniveau in der Schweiz. Die Revision des Kartellgesetzes letztes Jahr war ein Schritt in die richtige Richtung. Aber wir müssen weiter gehen.

Und wohin müssen wir gehen? Wir brauchen eine aktive, offensive Form der Politik. Heute haben wir eine Politik, die den Entwicklungen hinterherhinkt. Die aktuelle Politik wird uns zum Beispiel nicht erlauben, langfristig günstige Umstände für die Ansiedelung neuer Unternehmen zu schaffen. Und die brauchen wir.

Der überwiegende Teil der Schweizerinnen und Schweizer erwartet in den nächsten zwölf Monaten keine Veränderung der allgemeinen Wirtschaftslage. Haben

Jean-Philippe Maitre

Der geborene Genfer gehört mit seinen Jahrzehnten politischer Erfahrung zu den Ecksteinen im Bundeshaus. Seit 1973 ist der 55jährige Anwalt aktiv in der Politik in Genf tätig, seit 1983 als Nationalrat in Bern.

Jean-Philippe Maitre, Nationalratspräsident 2005



wir unseren Optimismus so nachhaltig verloren? Dafür gibt es gleich mehrere Ursachen. Wie sollen wir optimistisch sein, wenn keine Bewegung möglich ist? Schauen Sie doch, mit welchem Übermass an Bürokratie wir beispielsweise konfrontiert sind. Wir haben die Anforderungen des Staates, der Kantone, Gemeinden und Städte – für einen Unternehmer kommt unternehmerisches Handeln im Alltag oft einem Kampfparcours gleich.

Trotz der Allgegenwart des Staates verbreitet sich aber ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Gleichzeitig halten die Schweizerinnen und Schweizer gerade die innere Sicherheit für immens wichtig. Wie soll der Staat auf die Ängste seiner Bürger reagieren? Dieses Gefühl der Unsicherheit ist diffus. Man kann es nicht an einem konkreten Zwischenfall festmachen. Wir müssen die Sorgen der Bürgerinnen und Bürger in unser Handeln einbeziehen. Aber wir dürfen diese Ängste auch nicht überzeichnen. Denn wenn wir als Politiker auf diese Ängste völlig übertrieben eingehen, lösen wir statt eines Gefühls der Sicherheit nur ein noch stärkeres Gefühl der irrationalen Angst aus. Natürlich hat die

Angst der Bürger aber auch mit ganz konkreten Situationen zu tun. Es ist klar, dass das Leben in den Städten heute gefährlicher ist als früher. Es ist klar, dass die Welt in Bezug auf die kollektive Sicherheit heute weniger vorhersagbar ist. Die Bürger erwarten von den Autoritäten, dass sie davor nicht die Augen verschliessen. Auch hier müssen wir uns an der europäischen Politik ausrichten – vor allem in Bezug auf Sicherheitsfragen heisst das: Schengen.

Apropos europäische Politik – nur noch für einen kleinen Teil der Schweizer ist die Europafrage von Belang. Verpassen wir den Anschluss an Europa? Wir dürfen Europa nicht vernachlässigen. In Europa finden sich unsere wichtigsten Handelspartner. Und an der Ratifizierung der Bilateralen II führt meiner Ansicht nach kein Weg vorbei. Für die wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz ist Europa unabdingbar.

Nehmen Sie da als Romand einen anderen Standpunkt ein als ein Deutschschweizer? Ach was, das glaube ich nicht. Nach jeder Abstimmung wird von den Medien lauthals der Röstigraben beschworen. Doch schaut man sich die Ergebnisse der Abstimmungen wirklich an, sieht man, dass die Unter-

schiede zwischen den Landesteilen geringer sind als zwischen Stadt und Land, Jung und Alt. Es ist doch paradox: Da lesen wir jeden Tag vom «global village» und bejammern gleichzeitig den Röstigraben.

Was Sie hier sagen, spiegelt sich auch in den Resultaten des Sorgenbarometers wider: Für das Heimatgefühl ist die Wohn-gemeinde wichtiger als die Sprachregion.

Sehen Sie! Natürlich findet sich ein anderer Umgang mit diesem oder jenem Problem. Daran wird sich auch nichts ändern. Aber für mich – und ich denke, da gehen die meisten Schweizerinnen und Schweizer mit mir einig – ist unsere Vielfalt nicht nur kein Problem, sondern im Gegenteil ein unschätzbbares Gut.

Nächstes Jahr treten Sie das Amt des Nationalratspräsidenten an. Haben Sie einen speziellen Wunsch für 2005? Ich möchte, dass die Schweiz zu ihrem strahlenden Selbstvertrauen zurückfindet. Das geht einher mit Reformen, die unseren kleinen und mittelgrossen Unternehmen ihre Spannkraft zurückgeben. Das geht einher mit einer wirtschaftlichen und politischen Öffnung. Der wichtigste Wunsch für mich persönlich ist in diesem Zusammenhang ein Erfolg bei den Bilateralen II. Alles in allem, dass wir die Rückkehr zu einer Schweiz schaffen, die endlich damit aufhört, sich Komplexe einzureden, wo wir doch als Land absolut aussergewöhnliche Trumpfkarten auszuspielen haben.

«Wir müssen zurück zu einer Schweiz, die endlich damit aufhört, sich Komplexe einzureden.» Jean-Philippe Maitre

Wachstum ist das wichtigste Ziel

Welches sind die drei grössten Herausforderungen der Schweiz? Welche Reformen gilt es 2005 anzupacken? Was prägt das Bild der Schweiz in zehn Jahren und welche Rolle wird sie dann innerhalb Europas einnehmen? Das Bulletin hat fünf Polit- und Wirtschaftsexperten unterschiedlicher politischer Prägung zur Schweiz von morgen befragt. **Von Daniel Huber**

► Während die Schweizer Bevölkerung am meisten um die Arbeitslosigkeit besorgt ist (siehe Sorgenbarometer Seite 6), sind die Einschätzungen der Experten geprägt von der Sorge um das Wohlergehen der Wirtschaft. Alle fünf erachten mehr oder weniger explizit das wirtschaftliche Wachstum als eine der drei grössten künftigen Herausforderungen der Schweiz. Gewerkschaftsbund-Sekretär Serge Gaillard spannt elegant den Bogen: «Die Schweiz braucht für eine Rückkehr zur Vollbeschäftigung während vier Jahren ein Wachstum von 2,5 bis 3 Prozent.» Für Politologin Regula Stämpfli führt der Weg zur Senkung der Arbeitslosigkeit ebenfalls über die Modernisierung der Schweizer Wirtschaft in Richtung Wachstum. Damit teilt sie weitgehend die Meinung von Gebhard Kirchgässner, Professor für Volkswirtschaftslehre und Ökonometrie an der Universität St. Gallen. Dieser sieht im Zusammenhang mit dem Schweizer Arbeitsmarkt eine weitere wichtige Herausforderung darin, für hoch qualifizierte Frauen eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu ermöglichen.

Die Exportindustrie als Vorbild nehmen

Thomas Held, Direktor von Avenir Suisse, vertritt in Bezug auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes den Standpunkt, der liberale und flexible Arbeitsmarkt, der die grösste Stärke des Standorts Schweiz darstelle, müsse unbedingt bewahrt werden. Für Jean-Christian Lambelet, emeritierter Ökonomie-Professor der Universität Lausanne, gilt es, im Zeichen der Wachstumsförderung die Binnenwirtschaft der Aussenwirtschaft anzupassen. Er erklärt: «In der dual aufgebauten Schweizer Wirtschaft stehen auf der einen Seite die sehr leistungsfähigen

Exportindustrien und auf der anderen Seite die ineffizienten und oft verkrusteten Binnensektoren und Binnenmärkte.» Interessanterweise hat bei Lambelet die Wirtschaft nicht erste Priorität. Noch wichtiger ist ihm die Herausforderung, den nationalen Zusammenhalt zu stärken: «Das Land sollte wieder mehr Vertrauen in sich selbst und in seine einzigartigen Vorzüge gewinnen. Die Schweiz ist ein gutes Land, nur die Schweizer – oder zumindest ein Grossteil von ihnen – wissen das nicht.» Sowohl für Kirchgässner als auch für Held zählt zudem die Konsolidierung der öffentlichen Finanzen zu den drei grössten Herausforderungen. Grosse Bedeutung schenkt Held auch «der Überzeugungsarbeit für eine solide Mehrheit für die Bilateralen II».

Experten fordern 2005 Steuerreformen

Befragt zu den dringlichsten drei Reformen, die 2005 angepackt werden müssen, nennen mit Ausnahme von Gaillard alle Befragten verschiedene Facetten der Steuerreform. Doch während Kirchgässner einen grösseren Handlungsbedarf beim Thema Familienbesteuerung sieht, gehen Helds Reformbestrebungen in Richtung unternehmens- und damit investitionsfreundlicheres Besteuerungssystem. Daneben fordert er die Revision des Kartellrechts und des Binnenmarktgesetzes sowie die Korrektur des Verbandsbeschwerde-, aber auch des Umweltrechts.

Ansonsten werden von den Experten vor allem Reformen im Bereich der Kranken- und Invalidenversicherungen, bei der Sanierung der Bundesfinanzen oder auch des Bildungswesens gefordert. Etwas überraschend mutet die von Lambelet geforderte Reform der Agrarpolitik an. Seine Begründung: «Sie hätte exemplarischen Charakter – man denke

nur an das Beispiel Neuseeland – und würde zeigen, dass das Land noch fähig ist, schwierige Probleme zu lösen.»

Bei den wichtigsten Unterschieden zwischen der Schweiz von heute und der in zehn Jahren geben sich sowohl die Politologin Stämpfli als auch der Ökonom Lambelet betont optimistisch. Regula Stämpfli geht davon aus, dass die Innovationskraft der Schweiz gar gestärkt sein wird. Lambelet sagt: «Als unverbesserlicher Optimist glaube ich, dass die Schweiz ihre Probleme lösen kann – wie immer langsam, aber sicher.» Bei Gaillard steht der Bevölkerungszuwachs im Vordergrund. Er geht von einer Zunahme von über 300 000 Personen aus, die sich vor allem in den Agglomerationen ansiedeln werden. Laut Kirchgässner wird die derzeit stattfindende politische Polarisierung in zehn Jahren ihren Höhepunkt überschritten haben.

EU-Weg: «Integration ohne Mitgliedschaft»

Bezogen auf die Rolle innerhalb Europas in zehn Jahren überwiegt der von Held formulierte Ansatz der «Integration ohne Mitgliedschaft». Dabei wertet vor allem Lambelet dies durchaus als Vorteil. «Bei diesem Modell übernimmt man bei der EU das, was einem passt, und geht auf Distanz zum anderen.» Ein

Die vollumfänglichen Antworten der fünf Experten finden Sie online im Sorgenbarometer-Dossier unter www.credit-suisse.com/emagazine

eher düsteres Bild zeichnet Regula Stämpfli im Falle einer Ablehnung der Bilateralen II. «Die innerschweizerischen Verteilungskämpfe werden heftiger und der internationale Stand des «Sonderfalls Schweiz» schwächer», prophezeit die Politologin. ■



«Mit den Bilateralen II könnte die Schweiz einen guten Mittelweg zwischen Isolation und Integration beschreiten.» Regula Stämpfli, Politologin

«Die Schweiz sollte wieder mehr Vertrauen in sich selbst gewinnen.» Jean-Christian Lambelet, Ökonomie-Professor

«In zehn Jahren werden die Grenzen für Güter und Menschen offen sein.» Serge Gaillard, Gewerkschaftsbund-Sekretär

«Es braucht eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf, insbesondere für hoch-qualifizierte Frauen.» Gebhard Kirchgässner, Ökonomie-Professor

«Wenn die Reformen weiter an Vetos von Interessengruppen scheitern, wird die Schweiz noch mehr in die Mittelmässigkeit abrutschen.» Thomas Held, Direktor Avenir Suisse

Die Schweiz steht für Sicherheit

Die Zusatzbefragung zum Sorgenbarometer der Credit Suisse untersucht Eigenarten und Bedrohungen der Schweizer Identität. Überraschendes Fazit: Was Bürgerinnen und Bürger vor allem eint, ist das Bild einer sicheren und friedfertigen Schweiz. **Von Daniel Huber**

➤ Kaum ein anderes Land vereint auf engstem Raum derart viele Kulturen und Sprachen wie die Schweiz. Entsprechend definiert sich dieses politische Konstrukt im Herzen Europas auch nicht als Einheitsnation, sondern als klassische Willensnation. Umso schwieriger ist es zu ergründen, was diese Schweizer Nation eigentlich zusammenhält, welches die prägenden Elemente ihrer Identität sind, welches ihre grössten Bedrohungen. Im Rahmen der Zusatzbefragung zum Sorgenbarometer der Credit Suisse hat das Meinungsforschungsinstitut gfs.bern 1000 Schweizer Stimmberechtigte zum Schweizer Selbstverständnis befragt.

Neutralität prägt erst an dritter Stelle

Bei der Frage, wofür die Schweiz für sie persönlich stehe, treten etwas überraschend nicht etwa die Institutionen und die erfolgreiche Wirtschaft als wichtigste Elemente der schweizerischen Identifikation zutage. Vielmehr sehen 29 Prozent der Stimmberechtigten ihr Land in erster Linie als Ort der Sicherheit und des Friedens (Grafik Seite 15). Offensichtlich haben die Unversehrtheit durch zwei Weltkriege nachhaltige Spuren im nationalen Bewusstsein hinterlassen. Erst an zweiter Stelle folgen institutionell geprägte Schweizer Grundpfeiler wie Demokratie, direkte Demokratie und Mitspracherecht (22 Prozent der Nennungen). Die Neutralität folgt auf Platz drei mit 19 Prozent. Typische Klischees wie Ordnungsliebe, Wohlstand, Sauberkeit, Schokolade oder Banken stehen auch bei der schweizerischen Selbsteinschätzung an prominenter Stelle, wenn auch nicht ganz zuoberst.

Bei der Frage nach der Identifikation über den Nationalstolz präsentieren sich die Schweizer Stimmberechtigten auf hohem Niveau.

73 Prozent geben an, dass sie eher bis sehr stolz sind auf die Schweiz (Grafik Seite 17). Nur rund ein Fünftel würde sich als eher nicht (13 Prozent) oder überhaupt nicht stolz (8 Prozent) bezeichnen. Gefragt nach der räumlichen Zugehörigkeit, fühlen sich die Stimmberechtigten trotz allem in erster Linie der Wohngemeinde zugehörig und erst danach der Schweiz (Grafik Seite 17). Die Sprachregion kommt gar noch hinter dem Wohnkanton auf Platz vier.

Interessant ist in Bezug auf den Nationalstolz der Blick zurück. 60 Prozent haben den subjektiven Eindruck, dass sie vor zehn Jahren stolzer auf die Schweiz waren als heute. Diese vermeintliche Abnahme des Stolzes kommt aber nicht zwingend einer wachsenden Gefährdung der Schweizer Identifikation gleich. Jedenfalls ist der Anteil der befragten Personen, die eine Gefährdung der Identifikation ausmachen, mit 49 Prozent praktisch gleich gross wie der Anteil der Verneinenden (45 Prozent).

Wie stuft demnach die Schweizer Bevölkerung die verschiedenen Argumente ein, die in der politischen Diskussion immer wieder als Gefährdung der schweizerischen Identität angeführt werden? Eine klare Mehrheit (68 Prozent) sieht das Schweizersein durch die Einwanderung gefährdet (Grafik Seite 16). Ebenfalls Mehrheiten erachten den Egoismus (52 Prozent) und die internationale Öffnung (51 Prozent) als ernste Gefährdungen. Auch der zunehmende Reformstau (47 Prozent) und die wachsende politische Polarisierung (45 Prozent) werden als bedrohlich wahrgenommen. Nachgefragt zum Dauerthema Reformstau, gehen 62 Prozent der Stimmberechtigten davon aus, dass das politische System der Schweiz gründliche Reformen braucht. Eine Umfrage vor sieben

Jahren kam mit 61 Prozent zu einem vergleichbaren Ergebnis.

Doch auf welche politischen Errungenschaften sind die Schweizer und Schweizerinnen heute konkret stolz? Diese Frage wurde mit Hilfe einer vorgegebenen Themenliste erörtert. Dabei zeigt sich, dass deutliche Mehrheiten von vier Fünfteln und mehr ziemlich stolz oder gar sehr stolz sind auf institutionsbedingte Eigenarten wie die Schweizer Volksrechte mit Initiative und Referendum, die Neutralität sowie die Eigenständigkeit respektive Unabhängigkeit (Grafik Seite 17). Deutlich über 80 Prozent liegt auch der Anteil der Befragten, die auf das Zusammenleben der verschiedenen Sprachgruppen sowie den Föderalismus stolz sind.

Sicherung von AHV/IV als wichtigstes Ziel

Bei den politischen Zielen, die in Zukunft umgesetzt werden müssen, geniesst bei den Schweizern die langfristige Sicherstellung von AHV und IV mit 96 Prozent die höchste Priorität (Grafik Seite 16). Ebenfalls dringliche 90 Prozent belegt das Ziel des wirtschaftlichen Wachstums, gefolgt von der Bekämpfung der Kriminalität mit 89 Prozent.

Und wie sehen die Schweizerin und der Schweizer ihr persönliches Verhältnis zum Staat? Trotz allem Stolz auf die Schweiz und

Die vollständige Studie der Credit Suisse zum Thema Schweiz ist abrufbar unter www.credit-suisse.com/emagazine

der Vielfalt an Erwartungen gehen 54 Prozent der Befragten davon aus, der Staat tue zu wenig für die Allgemeinheit (Grafik Seite 15). Andererseits sind die Stimmberechtigten in der Frage gespalten, wie viel sie persönlich für die Allgemeinheit leisten. 38 Prozent glauben zu viel, ebenfalls 38 Prozent zu wenig. ■

Sicherstellung von AHV und IV ist oberstes Ziel

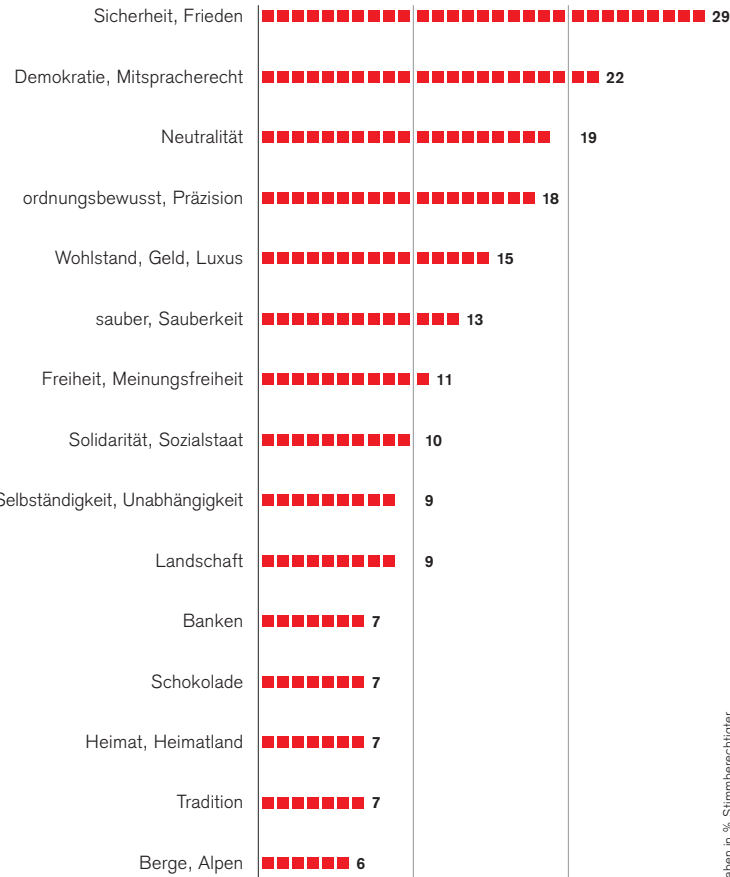
«Wenn Sie sich alle aufgelisteten Ziele vor Augen führen, welches davon wäre für Sie persönlich das Wichtigste?»



Angaben in % Stimmberechtigter

Sicherheit und Frieden prägen die Schweiz

«Sagen Sie mir drei Dinge, wofür die Schweiz für Sie persönlich steht.»

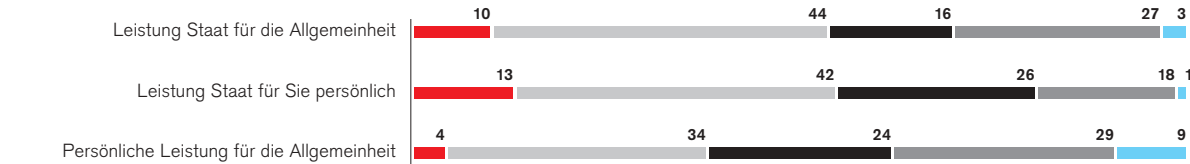


Angaben in % Stimmberechtigter

Der Staat leistet für die Allgemeinheit und das Individuum zu wenig

«Leistet der Staat für die Allgemeinheit viel zu viel, eher zu viel, eher zu wenig oder viel zu wenig? Leistet der Staat für Sie persönlich viel zu viel, eher zu viel, eher zu wenig oder viel zu wenig? Leisten Sie persönlich – von den Steuern einmal abgesehen – aus Ihrer Sicht viel zu viel, eher zu viel, eher zu wenig oder viel zu wenig für die Allgemeinheit?»

■ viel zu wenig ■ eher zu wenig ■ weiss nicht/keine Antwort ■ eher zu viel ■ viel zu viel



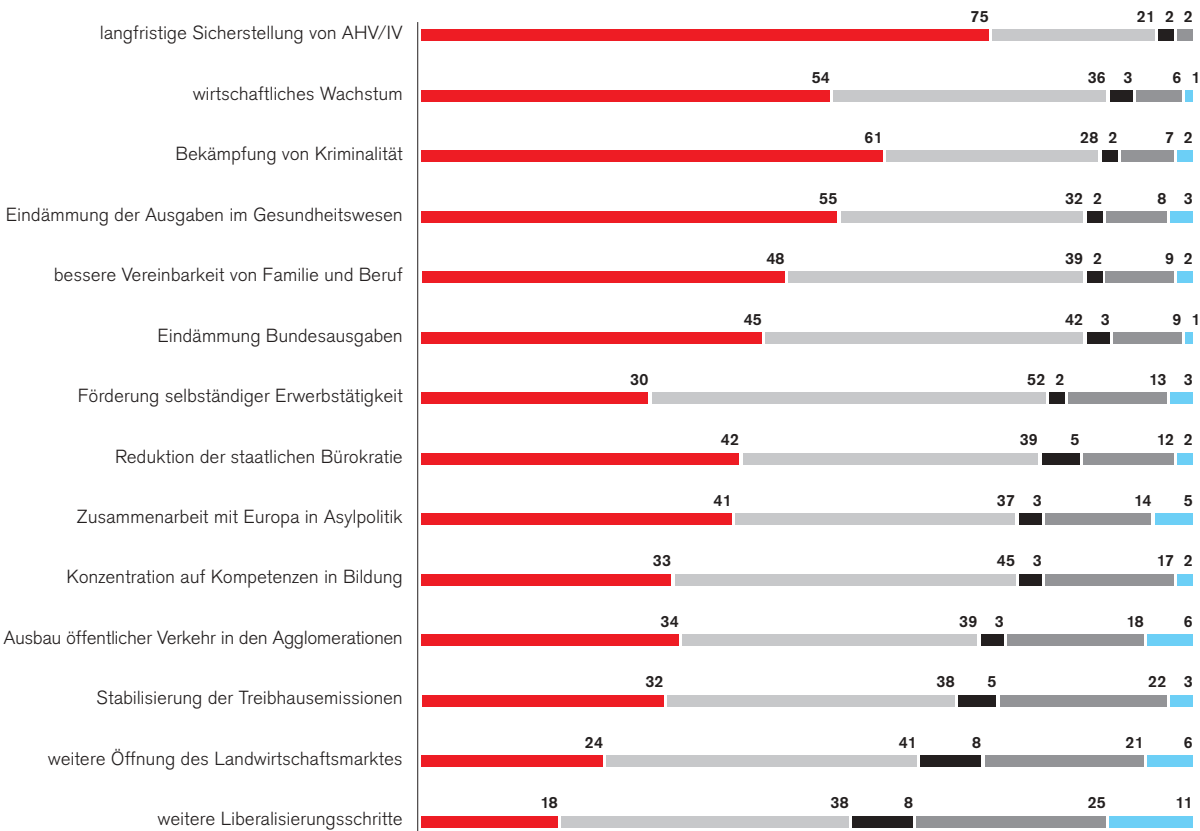
Angaben in % Stimmberechtigter

Quelle: Credit Suisse Sorgenbarometer/gfs.bern, Oktober 2004 (N = 1000)

AHV und IV, wirtschaftliches Wachstum und Bekämpfung der Kriminalität sind den Schweizern wichtig

«Wir haben hier einige aktuelle politische Ziele in der Schweiz ausgewählt. Beurteilen Sie bitte spontan, ob für Sie die Erreichung dieser Ziele sehr wichtig, eher wichtig, eher unwichtig oder sehr unwichtig ist.»

sehr wichtig eher wichtig weiss nicht/keine Antwort eher unwichtig sehr unwichtig

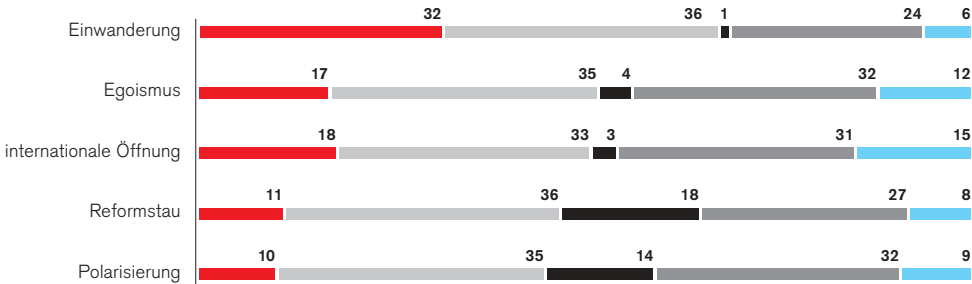


Angaben in % Stimmberechtigter

Einwanderung und Egoismus gefährden die Schweizer Identität am meisten

«Man hört verschiedene Argumente, wieso die Schweizer Identität gefährdet werden könnte. Sagen Sie mir, ob Sie durch folgende mögliche Ursachen die Schweizer Identität sehr gefährdet, eher, eher nicht oder überhaupt nicht gefährdet sehen.»

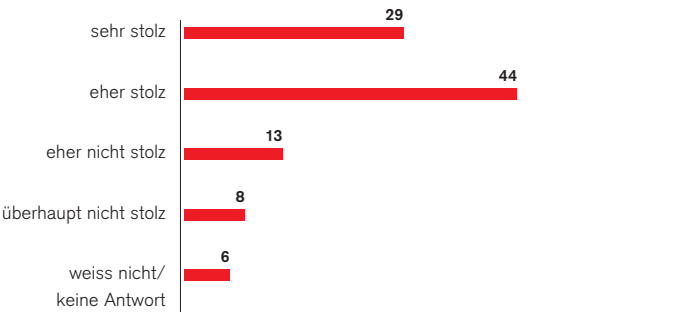
sehr gefährdet eher gefährdet weiss nicht/keine Antwort eher nicht gefährdet überhaupt nicht gefährdet



Angaben in % Stimmberechtigter

Herr und Frau Schweizer sind stolz auf ihr Land

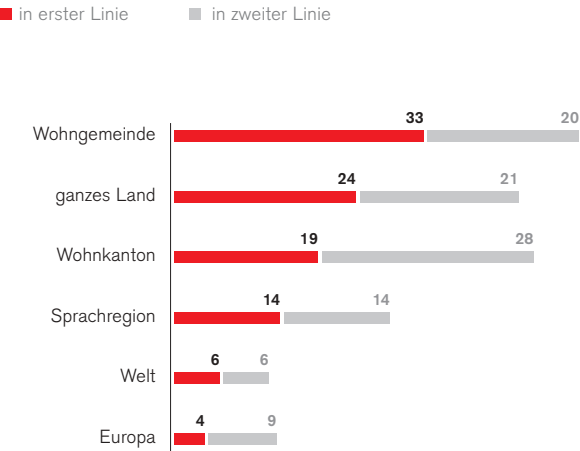
«Sind Sie stolz, Schweizerin/Schweizer zu sein? Würden Sie sagen, Sie sind sehr stolz, eher stolz, eher nicht stolz oder überhaupt nicht stolz?»



Angaben in % Stimmberechtigter

Grösste Identifikation mit der Wohngemeinde

«Welcher der geografischen Einheiten auf dieser Liste fühlen Sie sich in erster Linie und zweiter Linie zugehörig?»

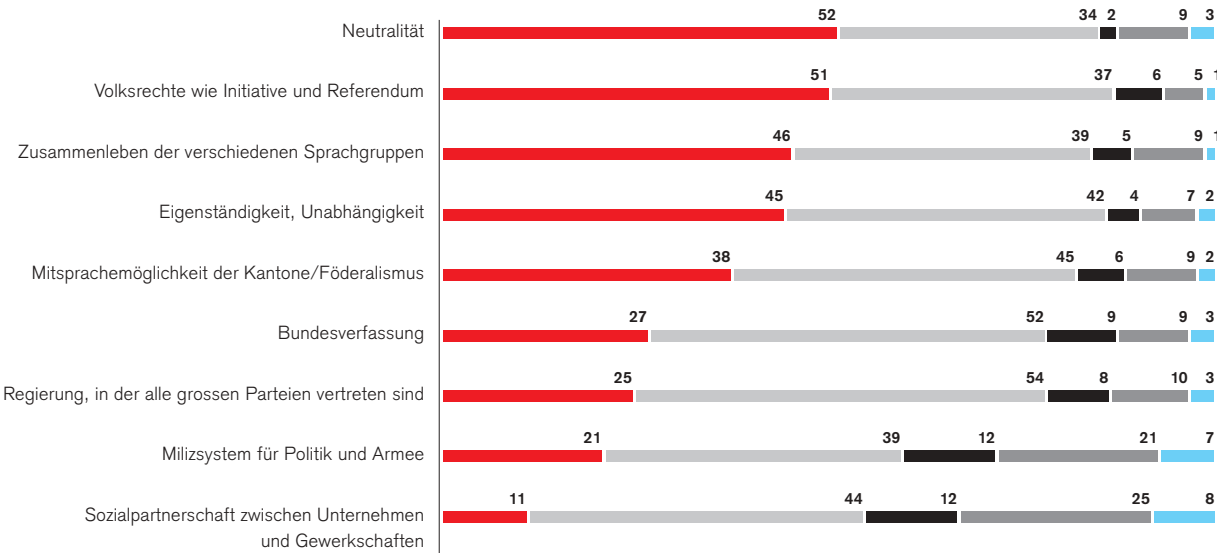


Angaben in % Stimmberechtigter

Neutralität, Volksrechte und Sprachenvielfalt sind des Schweizer grösster Stolz

«Gibt es Dinge, auf die Sie an der schweizerischen Politik besonders stolz sind? Sagen Sie mir anhand dieser Liste, ob Sie sehr stolz, ziemlich, eher nicht oder überhaupt nicht stolz sind.»

sehr stolz ziemlich stolz weiss nicht/keine Antwort eher nicht stolz überhaupt nicht stolz



Angaben in % Stimmberechtigter

Quelle: Credit Suisse Sorgenbarometer/gfs.bern, Oktober 2004 (N = 1000)

«Ich wünsche mir eine offene Schweiz»

Walter Kielholz, Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse Group, sieht sich als kritischen, aber auch stolzen Schweizer. Er plädiert für eine offene Schweiz, die international eine aktive Rolle wahrnimmt. **Von Daniel Huber**

Bulletin Sind Sie stolz, ein Schweizer zu sein?

Walter Kielholz Ich identifiziere mich sehr stark mit diesem Land und seiner kulturellen und historischen Entwicklung. Doch wehre ich mich dagegen, wenn das Schweizer-Sein als etwas Exklusives verstanden wird.

Was meinen Sie mit exklusiv? Dass die Schweizer besser wären als andere.

eine Art Verklärung gegenüber der

Schweiz festzustellen? In der Fremde bekommt der Patriotismus als Form der Identifikation mit seinem Ursprungsland eine grössere Bedeutung. Das war auch bei mir so. Doch wer jahrelang im Ausland lebt und dann zurückkommt, der kann besser beurteilen, ob bei uns wirklich alles besser ist als anderswo.

zer an Probleme herangehen und sich im Allgemeinen nicht von ideologischen Mustern ablenken lassen. Dazu kommt ein gesundes Mass an Skeptizismus.

Und was sind typische negative Eigenschaften? Vielleicht eine gewisse Kleingeistigkeit, die sich häufig in Form von Neid äussert. In der angelsächsischen Welt befassen sich die Menschen viel weniger mit dem, was der Nachbar macht und erreicht hat. Sie konzentrieren sich stärker auf ihr eigenes Tun.

Fühlen Sie sich in erster Linie als Zürcher, Schweizer, Europäer oder Weltbürger?

Heimat ist für mich dort, wo ich meine Familie, Freunde und Bekannten habe. Und das ist in meinem Fall in erster Linie Zürich. Wenn ich am Samstagnachmittag durch die Stadt spaziere, dann treffe ich alle paar hundert Meter auf ein bekanntes Gesicht. Das schätze ich. Daneben fühle ich mich natürlich auch als Schweizer. Und dann kommt noch eine grosse Portion weltbürgerlicher Geist dazu.

Wie hat sich im Ausland die Aussenansicht der Schweiz verändert? Weniger, als wir meinen. Innerhalb von Europa hat das Image der Schweiz in den vergangenen Jahren vielleicht etwas gelitten. Doch ist es überhaupt nicht schlecht geworden, höchstens etwas weniger verklärt. In den meisten übrigen Teilen der Welt hat es sich dagegen kaum verändert.

Nicht einmal in den USA? Viele Amerikaner

«Die Aussenansicht der Schweiz hat sich weniger verändert, als wir meinen.» **Walter Kielholz**

Hat sich Ihre Einstellung zur Schweiz im Verlauf Ihres Lebens verändert? Eigentlich nicht. Ich habe mich jedenfalls nie geschämt, Schweizer zu sein, auch nicht in meiner Jugend oder Studentenzeit. Natürlich habe ich gewisse Dinge bemängelt und kritisiert. Aber die Schweiz als Ganzes und ihr gesellschaftspolitisches System habe ich nie fundamental abgelehnt. Im Gegenteil, wahrscheinlich hegte ich als Zwanzigjähriger noch stärkere patriotische Gefühle für die Schweiz als heute.

Was hat Sie kritischer gemacht? Ich habe lange im Ausland gelebt und bin auch heute noch viel im Ausland unterwegs. Mit etwas Distanz relativiert sich einiges.

Ist sonst bei Auslandschweizern nicht eher

Haben Sie eine Schweizer Fahne zuhause? Nicht dass ich wüsste. Vielleicht hat es noch irgendwo ein Papierfähnchen, das bei der letzten 1.-August-Feier liegen geblieben ist. Doch einen Fahnenaufzug gibt es bei mir nicht.

Auf was in der Schweiz sind Sie besonders stolz? Einmal abgesehen von der wunderbaren, von Bergen geprägten Landschaft, die uns emotional bindet, bin ich besonders stolz auf die Vielfalt der Kulturen und Lebensformen, die in der Schweiz nebeneinander bestehen können.

Was sind für Sie urtypische Schweizer Eigenarten oder Tugenden? Im positiven Sinn kommt mir als Erstes die pragmatische Art und Weise in den Sinn, wie die Schwei-

Walter Kielholz, Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse Group



kennen das Ausland nicht so genau – Sweden und Switzerland liegen in den USA immer noch zum Verwechseln nahe beieinander. Der Swiss Banker mag ein gewisses Image haben. Aber auch das hat sich über die Jahre nicht gross verändert.

Wo sind die grössten Diskrepanzen zwischen dem Selbstbild der Schweizer und der Aussensicht? Ich glaube, der Schweizer überschätzt sich gerne. Er ist überzeugt, dass verschiedene Bereiche in seinem täglichen Leben hier viel besser sind als anderswo. Das stimmt einfach nicht. Historisch mag das nach dem Zweiten Weltkrieg so gewesen sein. Doch mittlerweile haben andere Regionen dieser Welt massiv aufgeholt.

Walter Kielholz

Der 53-jährige Walter Kielholz schloss 1976 an der Universität St. Gallen das Studium der Betriebswirtschaft ab. Seine berufliche Karriere begann er bei der General Reinsurance Corporation. 1986 wechselte er zur damaligen Schweizerischen Kreditanstalt, wo er die Betreuung der Versicherungskonzerne übernahm. 1989 stiess Walter Kielholz zur Schweizer Rück (Swiss Re), wo er 1992 zuerst in die Geschäftsleitung und 1997 schliesslich zum CEO aufstieg. Seit dem 1. Januar 2003 steht er als Verwaltungsratspräsident an der Spitze der Credit Suisse Group. Walter Kielholz ist verheiratet und lebt in Zürich.

Wo sonst ausser in der Schweiz könnten Sie sich vorstellen zu leben? Aufgrund der Herkunft meiner Mutter natürlich in Italien, aber auch in England. In dieser Beziehung bin ich sehr locker.

Inwiefern ist die Credit Suisse als internationaler Finanzkonzern wirklich noch eine Schweizer Bank? Ich würde es mal so sagen: Wir sind auch eine Schweizer Bank. Wir sind ein typisches schweizerisches Unternehmen, das global tätig ist und nur einen kleinen Heimmarkt hat. Dadurch haben wir auch automatisch einen grossen Anteil an ausländischen Mitarbeitern und wichtige Standbeine in verschiedenen Teilen der Welt. Gleichwohl haben wir als multinationales Unternehmen unsere starken Schweizer Wurzeln beibehalten.

Hat es ein Schweizer einfacher, ins Topmanagement der Credit Suisse vorzustoßen, als ein Ausländer? Nein. Als globaler Konzern darf die Nationalität keine übergeordnete Rolle spielen, sondern einzig die Fähigkeiten. Wir brauchen die richtigen Leute am richtigen Platz, egal was für einen Pass sie haben. Trotzdem haben wir mit dem Deutschen Oswald Grübel wohl einen der besten «Schweizer» an der Spitze der Credit Suisse. Jedenfalls habe ich noch keinen grösseren Fan der Schweiz getroffen als ihn.

Was sind in den nächsten Jahren die grössten Herausforderungen für die Schweiz? Da kommen für mich ganz oben die

demografischen Verschiebungen. Wir werden schon in wenigen Jahren eine von der Altersstruktur her komplett veränderte Gesellschaft erleben. Nun gilt es, mit innovativen Lösungen auf diese neue Situation zu reagieren. Eine weitere grosse Herausforderung ist das Bildungswesen. Wollen wir unseren Lebensstandard erhalten, müssen wir Ausbildungen auf hohem Niveau anbieten können. Damit meine ich alle Stufen, von der Primarschule bis zur Hochschule sowie die Weiterbildungsmöglichkeiten. Dann gilt es, auch die momentane Wachstumsblockade zu durchbrechen.

Machen wir einen Zeitsprung von 15 Jahren. Was wird beim Spaziergang auf der Bahnhofstrasse markant anders sein? Vielleicht wieder ein neues Tram ... nein, ernsthaft: Ich werde mehr ältere – und zwar fröhliche – Menschen antreffen als heute.

Wo sehen Sie künftig die Rolle der Schweiz innerhalb von Europa, der Welt? Ich bin ein Verfechter einer offenen Schweizer Aussenpolitik, sei dies nun in Europa oder der ganzen Welt. Wir müssen eine aktive Rolle spielen und dürfen uns nicht zum passiven Trittbrettfahrer degradieren.

Was wünschen Sie der Schweiz fürs nächste Jahr? Die politische Debatte ist in der Schweiz bisweilen zu einer ordinären «Giftelei» verkommen. Ich wünsche der Schweiz, dass wieder ein konstruktiverer Dialog Einzug hält.

Für Stadt und Land

Wie gut kennen Sie die Schweiz? Besitzen Sie einen Reiseführer von unserem Land? Wann haben Sie das letzte Mal auf einer Schweizer Karte etwas gesucht? Sie wissen es nicht mehr? Vielleicht ist es Zeit, das wieder einmal zu tun. Auf den folgenden Seiten werden sieben Orte gesucht. Mit etwas Glück, geografischem Wissen und kulturellen Kenntnissen können Rätselfreunde ein Wochenende im Hotel Victoria Jungfrau in Interlaken gewinnen. Von Ruth Hafen / Bilder: Pia Zanetti

Tour de Suisse _ 1350 Kilometer lang ist sie, die Tour de Suisse – die mit den Velos –, und sie geht über neun Etappen. Die Tour de Suisse, die unsere Fotografin Pia Zanetti absolvierte, erstreckte sich über 1646 Kilometer und sieben Etappen. Von jedem Halt brachte die Fotografin Bilder mit. Bilder aus vielen Winkeln der Schweiz. Bilder von Schweizer Orten, die man kennt oder zu kennen glaubt. Bilder der Schweiz aus einer anderen, ungewohnten Perspektive, aufgenommen mit einem Augenzwinkern.

Wettbewerb _ Stellen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Ihre Kenntnisse der Schweiz auf die Probe und machen Sie mit bei unserem Bilderrätsel. Gesucht ist jeweils der Ort (politische Gemeinde), wo die Fotografie entstanden ist. Unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir ein Wochenende für zwei Personen im traditionsreichen Hotel Victoria Jungfrau in Interlaken. Mehr Informationen zum Wettbewerb und zum Preis finden Sie auf dem Talon.

1 _ Bereits 1220 hatte dieser von Buchen gesäumte Hohlweg internationale Bedeutung als Verbindung zwischen Zürich und dem Gotthardpass. Berühmt-berüchtigt wurde das Waldstück einige hundert Jahre später dank Friedrich Schiller: Er liess hier einen Mord geschehen (der nie gesühnt wurde). Die Urschweiz feierte 2004 das 200-Jahr-Jubiläum der Erstaufführung von Schillers wohl berühmtestem Stück mit diversen Ausstellungen, Armbrustworkshops sowie Theateraufführungen auf dem Rütli und in Altdorf.



2_ In der Gegend des gesuchten Ortes fiel 612 ein irischer Wandermönch in die Dornen und richtete sich eine Klause ein. Heute ist die Stadt bekannt wegen der ehemaligen Benediktinerabtei (Weltkulturerbe). Von weltlich-fleischlicher Berühmtheit hingegen ist ein Kalbfleischerzeugnis, für dessen Verzehr bestimmte Regeln gelten, die man in Gegenwart von Einheimischen tunlichst befolgt. Jeden Herbst findet hier eine der grössten Messen der Schweiz statt. Publikumsfavoriten sind die Tieraussstellungen und das tägliche Schweinerennen.



3_ «Smoke on the water – a fire in the sky»:
Hier wird und wurde Musikgeschichte geschrieben. Ein berühmter Rocksong thematisiert den Brand, der hier am 4. Dezember 1971 an einem Konzert von Frank Zappa ausbrach. So wurde der Ort bei Rockfans auf einen Schlag bekannt. Steht man vor dem Gebäude, das ein Jazzfestival von Weltformat beherbergt, kommt man in den Genuss einer der schönsten Aussichten auf die Alpen. Manchmal bietet die «Perle des Lavaux» zur Abwechslung ein Feuer am Himmel, das keinen Schaden anrichtet.



4 _ Am 1. August 2004 war es so weit: Auf dem ehemaligen Parkplatz wurde nach einjähriger Bauzeit die neueste Attraktion dieser Stadt eingeweiht. Beinahe wäre der Festfreude aber vom Kantönligeist ein Bein gestellt worden. Nicht alle wollten sich finanziell am Projekt auf diesem, laut Planungsdirektor Tschäppät, «symbolträchtigen Platz der Schweiz» beteiligen. Schliesslich wurde, auch dank dem beherzten Einsatz Einzelner, aus dem föderalistischen Trauerspiel doch noch ein Lust- und Wasserspiel für die ganze Schweiz.



5 _ «Wenn ich nicht zum Wasser gehen kann, soll das Wasser zu mir kommen», soll Architekt Nouvel sich gesagt haben, als er von gewissen städtebaulichen Vorgaben erfuhr. Und Akustiker Johnson hielt sich an das Motto: «Am besten klingt's, wenn der Saal die Form einer Schuhschachtel hat.» Das architektonisch-akustische Kleinod wurde bald zum neuen Wahrzeichen der Stadt. Ihre Bewohner sind darauf wirklich stolz und drehen deswegen besonders den Zürichern gerne eine lange Nase.



6 _ Hoch der Himmel, weit das Tal. Mit «Top of Europe» wirbt das Jungfrauojoch für sich, doch dieser Titel gebührt eher dieser Alp. Sie ist die höchstgelegene Dauersiedlung Europas. Zurzeit leben dort 25 Personen. Die gesuchte Gemeinde zählt 194 Einwohner. Im benachbarten Val Ferrera spricht man Rätoromanisch, hier Deutsch, denn im 14. Jahrhundert besiedelten deutschsprachige Walser das 25 Kilometer lange Tal. Bisweilen konnte man auch Österreichisch hören: Eine Wiener Forschungsgruppe studierte hier den Winterschlaf der Murmeli.



7 _ 1946 erhielt der exilierte Steppenwolf den Nobelpreis für Literatur. Die Preisverleihung löste einen Sturm des öffentlichen Interesses aus; die Poststelle des gesuchten Ortes musste eigens einen Handwagen anschaffen, um die vielen Briefe und Pakete in die Casa Rossa zu transportieren. Thomas Mann schrieb über «Das Glasperlenspiel», das grosse Alterswerk seines Freundes: «Es gehört zu dem wenig Wagemutigen und eigensinnig-gross Konzipierten, was unsere verprügelte, verhagelte Zeit zu bieten hat.»



Zwischen Kulturschock und Kaffeerevolte

Genügt ein roter Pass, um sich in der Schweiz wohl zu fühlen? Welches ist der korrekte Zeitpunkt für eine nachmittägliche Kaffeepause? Was passieren kann, wenn Alltägliches zum interkulturellen Stolperstein wird, weiss eine Redaktorin mit amerikanischen und Schweizer Wurzeln. **Von Michèle Luderer**

➤ Vor vier Jahren bin ich von San Francisco in die Schweiz gekommen. Ich hatte mich nach Abschluss meines Studiums während vier Jahren als Journalistin in Los Angeles abgerackert. Es war Zeit für einen Szenenwechsel. Ich zog nach Zürich, dem Herkunftsort meiner Eltern. Ich freute mich auf ein Leben in dieser idyllischen Metropole. Vor dem Wechsel hatte ich keine Angst, schliesslich spreche ich fließend Schweizerdeutsch, hatte von diesem Land schon viel gesehen und bis zum Studienabschluss mit 24 jeden Sommer zwei Monate hier verbracht. Das war der Schlüssel zum Erfolg – das dachte ich wenigstens.

Erster Arbeitstag, erster Fauxpas

Mein erster Arbeitstag in Zürich in einem Team von Schweizern verlief erstaunlich gut. Bis am Nachmittag, als ich offensichtlich einen kulturellen Fauxpas beging. Ziemlich euphorisch darüber, dass ich zu meinen Bürokollegen bereits einen guten Draht gefunden hatte, machte ich den Vorschlag, gemeinsam eine Kaffeepause einzulegen. Doch einer nach dem andern murmelte höflich eine Entschuldigung, verschwand an seinen Arbeitsplatz und liess mich sprachlos zurück. Ich gab mich der Hoffnung hin, dass sie mein wohl etwas eingerostetes Schweizerdeutsch nicht richtig verstanden hätten und ihre plötzliche Abkehr nichts mit meiner Person zu tun hätte.

Eine Stunde später lächelten mich alle ganz nett an, als sie an mir vorbei in den Kaffeeraum gingen. Nun war ich nicht mehr nur

verdutzt, sondern richtiggehend beleidigt – aber auch rasch wieder besänftigt, als sie mich einluden, mitzugehen. Da es nicht meiner Natur entspricht, so zu tun, als ob nichts gewesen wäre, fragte ich, wie ich es interpretieren sollte, dass sich alle um 15 Uhr nach meiner Anregung zu einer Kaffeepause aus dem Staub gemacht hatten. Mein Fehler, wurde mir lachend entgegnet, sei nicht meine Aufforderung zu einer Kaffeepause, sondern, dass sie zur falschen Zeit kam. Das Team traf sich jeweils um 16 Uhr zu Kafi und Guetzli, wie es in vielen Schweizer Unternehmen üblich ist.

Belustigt und zugleich irritiert über die mangelnde Flexibilität in Sachen Kaffeepause, stellte ich meine Unabhängigkeit zur Schau, indem ich zu schweizerischen Unzeiten Kaffee holte. Ich versuchte sogar, eine Revolte mit Hilfe gleichaltriger Kollegen anzuzetteln. Doch ich merkte schnell, dass ich die Einzige war, die diese für mich altmodische Sitte nervte. Zusätzlich zu meiner persönlichen Kaffeerevolte führte ich zahlreiche Kleinkriege gegen Dinge, über die ich mich am Anfang ärgerte. Ich sah es als meine heilige Pflicht an, meine Teamkollegen über die Vorteile von Veränderungen aufzuklären. Doch die Wochen gingen ins Land und mein subversiver Kreuzzug führte zu nichts. Nur meine Frustration nahm zu. Warum verstand mich niemand? Sprach ich nicht die gleiche Sprache wie sie?

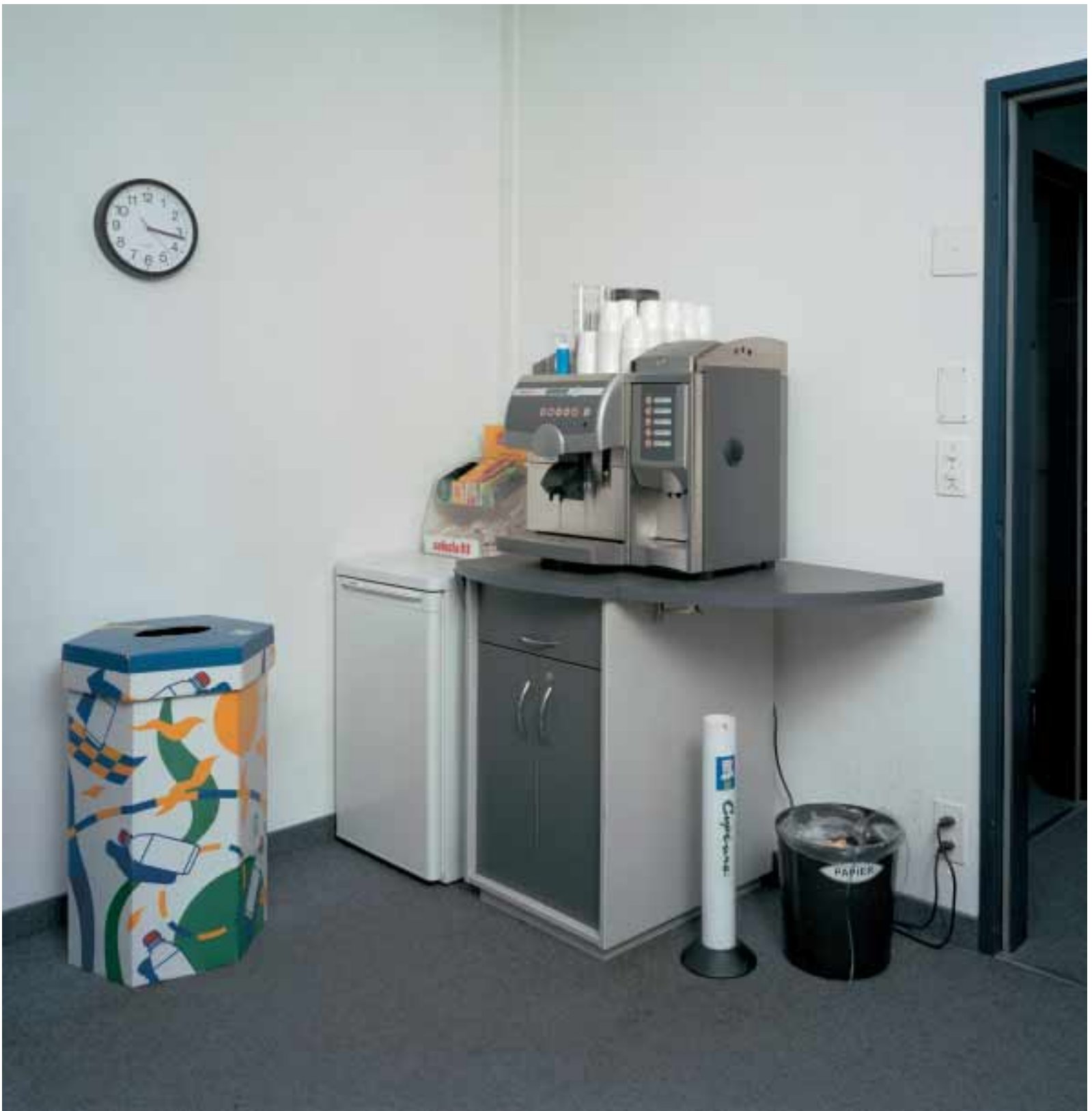
Offensichtlich nicht. «Wer mit Personen aus andern Kulturen zu tun hat, muss nicht

nur sprachliche Hindernisse überwinden, sondern auch eine kulturelle Kluft überbrücken», erklärt Peter Stadler, Experte in interkultureller Kommunikation und Managementtrainer im Management Development Program der Credit Suisse. «Diese Kluft rührt daher, dass jeder durch seine eigene Kultur geprägt ist und auf eine ganz spezifische Art und Weise die Welt sieht und strukturiert. In den interkulturellen Dialog bringt jeder seine kulturellen Eigenheiten ein und setzt sich damit dem Risiko aus, nicht (oder miss-)verstanden zu werden.»

Lächeln vertuscht Unhöflichkeit

Ich war sicher, dass mich meine Schweizer Kollegen testen wollten, um zu sehen, wie weit meine Toleranz in den ersten sechs Monaten im Büro gehen würde. Am schlimmsten fand ich ihre Art, mit einem Lächeln die grössten Unhöflichkeiten zu äussern. So fragte mich eine Kollegin nach einem gemütlichen Mittagessen, ob sie zum Üben mit mir Englisch sprechen dürfe. Als Erstes sagte sie mir, dass sie den amerikanischen Akzent hasse und britisches Englisch viel lieber habe. Wie nett! Beleidigende Kommentare wie dieser – sie waren zahlreich – machten mich oft sprachlos und ärgerten mich, besonders da die betreffenden Personen einfach weiter plauderten, als ob sie mir nicht soeben einen Schlag versetzt hätten. Es kam so weit, dass es mir unheimlich schwer fiel, am Morgen zur Arbeit zu gehen. Viele meiner in der Schweiz wohnhaften ausländischen Freunde erzählten von ähnlichen Erfahrungen, nachdem sie sich im Land niedergelassen hatten, doch ich war mir sicher, dass meine Probleme einzigartig waren. Ich erklärte ihnen geduldig, dass ich keine typische Ausländerin sei – denn ich bin ja Schweizerin!

«Im interkulturellen Dialog riskiert jeder, nicht verstanden zu werden.» **Peter Stadler, Managementtrainer der Credit Suisse**



15.17 Uhr _ Der Kaffeeraum ist verwaist. Wehe der, die zur Unzeit zur Kaffeepause auffordert! Solches Verhalten kann mit Nichtbeachten bestraft werden.

Büchertipp

Welche schweizerischen Verhaltensweisen finden Ausländer verwirrend? Die folgenden Bücher verraten mehr: «Beyond Chocolate. Understanding Swiss Culture» von Margaret Oertig-Davidson (ISBN 3-905252-06-6). Die Autorin – sie ist Schottin – lebt seit 1987 in der Schweiz. Ihre Seminare für Geschäftsleute thematisieren die interkulturellen Reibungsflächen zwischen Schweizern und Personen aus dem englischsprachigen Kulturraum. Das Buch ist praxisorientiert und enthält Tipps vom korrekten Umgang mit Arbeitskollegen bis hin zum richtigen Zuprosten. «Xenophobe's Guide to the Swiss» von Paul Bilton (ISBN 1-85304-569-1). Man sollte dieses Buch zur Pflichtlektüre machen. Schweizer tendieren gerne dazu, sich selbst zu ernst zu nehmen und sich über alles zu grosse Sorgen zu machen. Bilton liefert das perfekte Gegengift. Er nimmt die direkte Demokratie auf die Schippe und geht unter anderem der Frage nach, wieso die stets diskreten Schweizer täglich ihre Bettwäsche zum Lüften aus dem Fenster hängen. (rh)

Ich bat meine Bürokollegin, mir ganz ehrlich zu sagen, was ich falsch mache, dass ich immer solch beleidigende Bemerkungen einzustecken hätte. Meine Verzweiflung brachte sie in Verlegenheit. «Diese Menschen sind nicht unhöflich, sie sagen dir einfach, was sie denken», meinte sie. In Amerika würden solche Kommentare als «höfliche» Art angesehen, jemanden wissen zu lassen, dass seine Präsenz unerwünscht ist. Solche Verständigungsschwierigkeiten seien typisch für gemischtkulturelle Teams, wo verschiedene Werte manchmal kollidieren, sagt Peter Stadler. «Extreme Verhaltensweisen und Einstellungen sind im interkulturellen Kontakt besonders problematisch: Was «typisch schweizerisch» ist, ist für jene, die diese Eigenarten nicht teilen, missverständlich. So mag es bei uns normal, ja erwünscht sein, jemandem seine Meinung direkt zu sagen – für andere jedoch ist dies überhaupt nicht normal, sondern vielmehr beleidigend.»

Diese Missverständnisse können zu Reaktionen führen, die ansonsten viel versprechende Partnerschaften behindern können, meint Peter Stadler, insbesondere wenn sich eine Person nicht bewusst sei, dass die kulturellen Unterschiede die Ursache des Problems sind. Es war mir nicht bewusst, dass meine kulturellen Werte von denjenigen meiner Schweizer Kolleginnen und Kollegen so verschieden waren. Ich hatte Mühe, mir einzugestehen, dass sogar eine US-Schweizerin

den Wechsel in eine nicht wirklich neue Umgebung qualvoll erfahren konnte. Die Experten sprechen hier von Kulturschock.

Keiner ist vor Kulturschocks gefeit

Sogar Ausländer, die schon in vielen Ländern gelebt haben, sind vor Kulturschocks nicht gefeit. «Ich bin Deutsche und nur drei Stunden nördlich von Zürich aufgewachsen, aber in der Schweiz hatte ich den grössten Kulturschock. Zuerst freute ich mich unheimlich auf die Schweiz und dachte mir, dass wir uns schnell einleben würden, da wir ja alle Deutsch sprachen. Doch wir erlebten eine böse Überraschung», sagt Roswitha van den Berg, Ausbildungsspezialistin und Inhaberin von Bridging Cultures Relocation, einer Firma, die Beratungsdienstleistungen für Personen anbietet, die in die Schweiz ziehen. «Ich habe in Korea gelebt, wo es zumeist dreckig und laut war, aber im Vergleich zu Zürich war alles voller Leben. Meine Kinder und ich lebten gerne dort. Dagegen hatten wir in Zürich mit der Stille und mit den ziemlich reservierten Schweizern ein Problem.» Frau van den Berg und ihre Familie verliessen die Stadt nach drei Jahren und schworen sich, nie mehr dahin zurückzukehren. Doch zwei Jahre später erhielt ihr Mann ein Angebot, das sie nicht ausschlagen konnten. «Wir sind übergelukkig, dass wir der Schweiz eine zweite Chance geben konnten. Nun sind wir schon seit zehn Jahren hier und wollen nie

mehr weg. Der Unterschied war, dass wir unsere Haltung und unsere Erwartungen geändert hatten.»

Enid Kopper, Beraterin und Ausbilderin für transkulturelle Beziehungen, die während 17 Jahren im Bereich der interkulturellen Kommunikation tätig war, ist derselben Meinung. «Die meisten Leute glauben, der Kulturschock habe etwas mit dem zu tun, was um sie herum geschieht, aber meine Erfahrung lehrt mich, dass es damit zu tun hat, was sich im einzelnen Menschen abspielt und wie er mit der Veränderung fertig wird.» Das System verändern oder Einheimische dazu zwingen zu wollen, sich an kulturelle Normen anzupassen, die ihnen fremd seien, führe zu nichts, warnt sie. «Ich empfehle meinen Gruppen, zwischen ihrer Kultur und der Schweizer Kultur eine Balance zu finden und es zu vermeiden, Interaktionen, die sie nicht verstehen, als «abnormal» oder «seltsam» abzutun. Wir müssen lernen, der menschlichen Neigung, «andersartig» als «falsch» zu interpretieren, nicht nachzugeben.»

Tief durchatmen hilft

Ich bemühe mich, diese grundlegende menschliche Neigung, für alles einen Schuldigen zu finden, zu unterdrücken. Nach wie vor wanke ich innerlich, wenn mir jemand frisch von der Leber weg seine Meinung um die Ohren haut. Ich atme tief durch, wenn mich im Laden so ein netter Zeitgenosse einfach zur Seite stösst. Doch es besteht Hoffnung: Ich beginne langsam, mich mit der anderen Kultur anzufreunden und kann mittlerweile die meisten Unterschiede akzeptieren. «Es geht nur um die Erwartungen. Sobald Ausländer von den Schweizern nicht mehr erwarten, dass sie sich ändern, lernen sie, sich anzupassen», sagt Roswitha van den Berg. «Sich anpassen heisst nicht, Identität und persönliche Werte aufzugeben – es heisst, Respekt für eine Kultur zu entwickeln und zu verstehen, dass diese Kultur für diese Gesellschaft am besten geeignet ist.» Das gilt hüben wie drüben. ■

«Sich anpassen heisst nicht, die Identität aufzugeben – es heisst, Respekt für eine Kultur zu entwickeln.» Roswitha van den Berg, Ausbildungsspezialistin



16.08 Uhr _ Schweizer lieben den «Zvieri». Man trifft sich gemütlich zu Kafi und Guetzli. Und zwar um vier Uhr und nicht um drei oder halb fünf. Alles klar?

Die Schweiz existiert. Hat ein Gesicht. Hat Hoffnungsträger.

Die Arglist der Zeit bringt es mit sich, dass wir mit negativen Meldungen überschwemmt werden. Wir suchten und fanden aber auch solche, die zu Hoffnungen Anlass geben. **Von Andreas Schiendorfer**

➤ «La Suisse est fondue.» Der Wortkünstler Ben Vautier liebt die Doppeldeutigkeit. Ist die Schweiz reines Klischee – nichts als Käse, Schokolade und Swatch? Ist sie gar weggeschmolzen und hat als Sonderfall im geeinten Europa ihre Berechtigung verloren? Im so betitelten Essayband heisst es: «Qui veut la Suisse doit continuellement la réinventer.» Damit kann man leben. Die Schweiz immer wieder erfinden – suchen und finden.

Wortspiel wird nur negativ gedeutet

Eine solche Aufforderung trifft das Land weniger im Lebensnerv als Vautiers «La Suisse n'existe pas» zwölf Jahre zuvor anlässlich der Weltausstellung in Sevilla. Schon damals war es mehrdeutig gedacht, zumal die Kulturschaffenden die Schweiz anhand des abgewandelten Descartes-Zitats «Je pense, donc je suisse» als Willensnation propagieren. Doch das Wortspiel wird fast ausschliesslich negativ gedeutet: Kurz vor der Abstimmung über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum EWR setzt die «progressive» Schweiz den Angriff vom Vorjahr – «700 Jahre sind genug» – ganz offensichtlich fort und spricht der traditionellen Schweiz ihre Existenzberechtigung ab ...

Gibt es heute Gründe, dies anders zu sehen? Gibt es Schweizer Hoffnungsträger über die alle vier Jahre unweigerlich wechselnden «jüngsten Politiker» wie Toni Brunner, Pascale Bruderer, Jasmin Hutter, Evi Allemann oder Christa Markwalder hinaus?

Schweizer Jugend ist forschungswillig

Es gibt sie. Sie heissen schlicht Seraina Jenal, Ralph Schnyder, Jean-Claude Monnin, Anita Ryter. Kaum jemand kennt ihre Namen, doch erbringen sie im Rahmen von «Schweizer Jugend forscht» seit 1967 immer wieder höchst bemerkenswerte Leistungen. Sie gehen dem Leben der acht kleinwüchsigen Menschen nach, die zwischen 1873 und 1892 in Samnaun auf die Welt gekommen sind (Jenal, 2003), erfinden den Prototyp des dreirädrigen Liegefahrzeugs Twike (Schnyder, 1985), gewinnen mit einem Verfahren zur Darstellung dreidimensionaler Objekte auf dem Computer den European Contest for Young Scientists (Monnin, 1996) oder machen mit einer Arbeit über die Thuner Kindsmörderin Margaritha Hürner Furore (Ryter, 1999). Alljährlich zeichnet die vom Basler Zoologieprofessor Adolf Portmann gegründete und heute von Maya Lalive d'Epinau präsidierte

Stiftung rund ein halbes Dutzend Arbeiten mit dem Prädikat «hervorragend» aus – dieses Jahr beispielsweise Barbara Burtscher. 2002 beobachtete sie einen Kometen mit dem wunderbaren Namen C/2002 C1 Ikeya-Zhang, der im Februar aus den Tiefen des Weltalls auftauchte, um bereits im Sommer wieder für 300 Jahre dorthin zu verschwinden. 2003 entwickelte Martin Schmid ein Personenerkennungssystem, das auf neuronalen Netzen basiert: Eine Videokamera wird an den PC angeschlossen, worauf dieser den Namen der gefilmten Person nennt.

Der rote Pass wurde erst 1959 kreiert

Eine technische Meisterleistung, ein neuer Schritt in Richtung perfekte Identifizierung. Allerdings bleibt die Grundfrage unserer Identität unbeantwortet. Wer sind wir? Welches ist das Gesicht der Schweiz?

Widerspiegeln sich nicht die Schweiz und unser Verhältnis zu ihr in unserem Pass? Das rote Büchlein gibt es erstaunlicherweise gar noch nicht lange – erst 1959 wird der rote Umschlag erfunden, der erste einheitliche Schweizer Pass, 1913 eingeführt, ist dunkelgrün. Vorher obliegt die Gestaltung der Pässe den Kantonen. Die ältesten Identifikationspapiere gehen übrigens bis ins 14. Jahrhundert zurück; es sind Geleitbriefe für Soldaten im Urlaub, um sie von Deserteuren zu unterscheiden, es folgen Schutzbriefe für Pilger, beides durchaus passend zur Schweiz.

«La Suisse n'existe pas. – Je pense, donc je suisse.» Ben Vautier, Weltausstellung 1992 in Sevilla



Mit 90 Jahren noch Buchautor: **Willy Kaufmann, Minusio.**



Schweizer Jugend forscht: **Ralph Schnyder, Sissach.**



Ideenbüro für Kinder lanciert: **Christiane Daepp, Biel.**



Schweizer Jugend forscht: **Martin Schmid, Uster.**

«Mit Leidenschaft dabei» – ein visionärer Slogan wird an der EURO 2004 zur neuen Schweizer Wahrheit.

Das Gesicht der Schweizer. Gemäss «NZZ-Folio», November 2004, sind die Schweizer in der Wahrnehmung der Deutschen zuverlässig, exklusiv, aussergewöhnlich, unternehmerisch, intelligent und ehrlich. Umgekehrt fehlen leider sechs Persönlichkeitsmerkmale weitgehend. Offensichtlich sind wir deutlich weniger dynamisch, wagemutig, charmant, fröhlich, leidenschaftlich und temperamentvoll als alle unsere Nachbarn. Erstaunlicherweise stimmt diese Fremdwahrnehmung mit unserer Eigenwahrnehmung überein. Vielleicht gibt es ihn eben doch, den typischen Schweizer, allerdings ist er, so wie wir uns sehen, wesentlich unfreundlicher, als es sich die Deutschen je hätten träumen lassen ...

Ein Hoffnungsträger darf 90 Jahre alt sein

Hoffnungsträger? Warum kommt mir spontan die Werbung der Verkehrsbetriebe Zürich in den Sinn, wonach es nichts Spannenderes gibt, als sich im Tram neben einen 90-Jährigen zu setzen? Warum sind eigentlich in einer Zeit der steigenden Lebenserwartung Hoffnungsträger nie älter als 25 Jahre? Wie aber steht es um die erst 24-jährige Martina Hingis, die ihren sportlichen Höhepunkt bereits 1997 mit 17 Jahren erreichte? Besteht ihr künftiges Leben allein aus Rückschau, kann sie keine Hoffnungsträgerin mehr sein? Natürlich verneinen wir dies. Hoffentlich glauben wir es auch. Und soll die schönste Frau der Schweiz ein Jahr später unansehnlich geworden sein – Nadine Venzens (Miss Schweiz 2002), Sonia Grandjean (1998), Silvia Affolter (1984)? Sind sie – weil sie vermeintlich zu wenig Ernsthaftigkeit verkörpern – per definitionem keine Hoffnungs-

trägerinnen? Nicht das Gesicht der Schweiz, das wir wollen? Darf dieses wirklich nicht hübsch aussehen? Sind Hoffnungsträger unansehnlich und langweilig?

Unbestrittenes Vorbild ist sicher Bootsbauer Willy Kaufmann aus Minusio, der noch als 90-Jähriger in «Crazy Willy» sein bewegtes Leben auf den Flüssen und Meeren dieser Welt schildert und dafür 2004 einen exklusiven Preis gewinnt: Beim Wettbewerb der Stiftung Kreatives Alter, präsidiert von Hans Vontobel, sind 65 Jahre vorgeschriebene Teilnahmebedingung. Und so nutzen denn die beiden besten Kenner des Berner Patriziers Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832), also Doris und Peter Walser-Wilhelm, heuer ihre Chance genauso wie das von Verena Billeter präsidierte Zürcher Tanztheater Dritter Frühling.

Das wahre Gesicht der Schweiz ist jedoch das Schweizer Kreuz. Als gemeineidgenössisches Abzeichen in Kriegszügen reicht es bis ins 14. Jahrhundert zurück. Als Wappen der Eidgenossenschaft wird es im 19. Jahrhundert der 1798 eingeführten grün-rot-gelben helvetischen Trikolore vorgezogen. Ab 1815 braucht man es beispielsweise auf dem Bundessiegel, ab 1824 wird es als Wappen verwendet. Doch erst am 12. Dezember 1889 wird das Kreuz verbindlich definiert – um sogleich vehement angefeindet zu werden. Sollen die Arme wirklich ein Sechstel länger als breit sein oder, wie eine Petition es verlangt, aus fünf gleich grossen Quadraten bestehen? Das Kreuz wird der Gleichförmigkeit vorgezogen. Im Zuge nationalstaatlicher Identitätsfindung wird nun das Schweizer Kreuz (wie die Armbrust) zum

Symbol für Freiheit und Selbstbehauptung sowie Tradition. Allmählich entwickelt es sich auch zum Qualitätssiegel, steht für Solidität und Präzision. 1909 macht der Taschenmesserhersteller Victorinox Kreuz und Schild zu seinem Firmenemblem, ab 1939 benutzt es auch die Swissair.

Im Laufe der Jahrzehnte wird das Schweizer Kreuz allerdings etwas müde, es verstaubt im Geruch der geistigen Landesverteidigung, müffelt als urtümelnde Heimat vor lauter Heidi und Alphorn, steht im Tourismusbereich mehr und mehr für Kitsch. Dass bei solch böswilliger Interpretation den überzeugten Vertretern des Schweizer Brauchtums und der Folklore zwangsläufig unrecht getan wird, versteht sich von selbst.

Michel Jordi wies uns den Weg

Zur allmählichen Entspannung kommt es ab den Achtzigerjahren, also kurz vor Sevilla, als die Ethnowelle auch die Schweiz erfasst. Michel Jordi und andere setzen Schweizer Kreuz, Enzian und Edelweiss mit einem Augenzwinkern in Szene und lancieren den «Spirit of Switzerland». Den Durchbruch zum unverkrampften Umgang mit dem Schweizer Kreuz schafft indes erst Jann Bernhard. Der Angestellte einer Jeans-Boutique in Olten will eine Alternative zu den vielen amerikanischen Labels bieten und kreiert ein T-Shirt mit grossem Schweizer Kreuz vorne drauf. Kaufen es zunächst nur japanische Touristen, so wird es nach der Zürcher Street Parade Kult in der ganzen Jugendszene; die Sozialdemokratin Anita Fetz schreitet 2001 gar in diesem Sterne-Föifi-T-Shirt ans Rednerpult, um als Patriotin für den UNO-Beitritt einzustehen.

Es geht doch: mit Leidenschaft dabei

Anlässlich der EURO 2004 erklimmt der neue Patriotismus die nächsthöhere Stufe. Zu Tausenden unterstützen die Fans die Schweizer Fussballnationalmannschaft, singen die jeweils auf dem Rücken des «Vorstehers» ab-



Stehen für die Innovationskraft der jungen Schweizer Wirtschaft: die Supercomputer der Brüder **Christian** (links) und **François Dallmann (Dalco), Volketswil.**

Das Schweizer Kreuz steht heute für traditionellen und persönlichen Patriotismus, steht für Qualität und Innovation.

gedruckte Nationalhymne und machen dem Slogan der Credit Suisse «Mit Leidenschaft dabei» alle Ehre.

Leidenschaft, merkt man plötzlich, kann doch ein Schweizer Persönlichkeitsmerkmal sein. Ein solcher Chor über alle Sozial- und Altersgrenzen hinweg war noch vor wenigen Jahren undenkbar. Obwohl in der Politik eine Schwächung der Mitte und damit eine zunehmende Polarisierung feststellbar ist, ist der Umgang der Bevölkerung – längst nicht nur der Jugend – zur Schweiz entkrampfter geworden. Neben den traditionellen Patriotismus, der keineswegs abzudanken hat, tritt ein neuer, persönlicher Patriotismus, das Beheimatetsein in einer individualisierten Gesellschaft. Mode und Lifestyle ebneten dem Kreuz der «Alten» den Weg zu den Jungen; das Schweizer Kreuz vermittelt heute eine doppelte Botschaft, es steht für Tradition und Innovation.

Ein letztes Mal die Frage nach den Hoffnungsträgern. Es sind Traditionsunternehmen wie der Weinproduzent Fonjallaz im waadtländischen Epesses. Naima und Patrick Fonjallaz leiten das 1552 gegründete Familienunternehmen bereits in der 13. Generation und hoffen, dass ihre Kinder Soraya und Balthasar dereinst den Betrieb übernehmen. Ansonsten wird er verpachtet, um der 15. Generation eine Chance geben zu können. Tradition.

Dalco: Söhne holen Vater in ihre Firma

Innovation. Ein Familienunternehmen der umgekehrten Vorzeichen ist Dalco. Die Volketswiler sind auf die Herstellung von Supercomputern spezialisiert und machten 1999 auf

sich aufmerksam, als sie von der ETH Zürich den Auftrag erhielten, den damals grössten Linux Supercomputer Europas zu produzieren. Nun hat Dalco mit Sauber einen Partnerschaftsvertrag über drei Jahre abgeschlossen, um einen Superrechner für Strömungssimulationen herzustellen, die leistungsfähigste Maschine der Schweiz, der schnellste Supercomputer der Formel 1.

Das Besondere: CEO Christian Dallmann zählt ganze 26 Jahre, sein Bruder François, Chef Produktion, 24. Und vor einiger Zeit hat auch Vater Franklin, ein Prozessorspezialist, als Verkaufs- und Marketingchef ins florierende Familienunternehmen gewechselt. Bereits ihr Grossvater war übrigens im Computergeschäft tätig gewesen.

Die junge Firma erzielte 2003 einen Umsatz von deutlich über 15 Millionen Franken, ist also ein in Europa führender Nischenplayer. Doch von nichts kommt nichts: 60- bis 70-Stunden-Wochen sind die Regel, und auch zu Hause dreht sich das Gespräch nicht selten um IT-Fragen.

Seit langem bewährte Schweizer Tugenden sind immer noch aktuell.

Kinder beraten Kinder – und Erwachsene

Ein Hoffnungsträger ist schliesslich die Schulklasse von Christiane Daepf der Primarschule Leubringen bei Biel. Sie hat für ihr Projekt «Ideenbüro – Kinder beraten Kinder» am Tag des Interkulturellen Dialogs von Unicef den Orange-Award erhalten. Die Kinderberatung funktioniert, in einer Schule mit geringem Ausländeranteil, sehr gut. Nun gilt es aber, sich neue Arbeit zu beschaffen. So lesen

wir denn im Infobulletin der Gemeinde: «Liebe Einwohner, liebe Einwohnerinnen. In der Schule haben wir vorübergehend ein Ideenbüro eingeführt. Unsere Klasse betreut das Büro einmal pro Woche und löst Probleme der anderen Kinder und Klassen, wenn diese uns ihre Anliegen melden und bei uns eine Beratung suchen.

Zum Glück sind die meisten Probleme in unserer Schule gelöst. Nun haben wir fast keine Kunden und Kundinnen mehr! Also hatten wir die Idee, dass wir auch kleinere Probleme der Einwohner und Einwohnerinnen lösen könnten.

Und so stellen wir uns dies vor: Sie können Ihre Probleme oder Anliegen an unsere Schule schicken (per Brief oder per E-Mail). Wir werden Ideen und Lösungen suchen und Ihnen diese wieder per Brief oder E-Mail zustellen.»

In der Tat: Die Schweiz hat Zukunft. ■

Literaturhinweise

■ **Weiss auf Rot.** Das Schweizer Kreuz zwischen nationaler Identität und Corporate Identity.

Hrsg. Elio Pellin, Elisabeth Ryter. Hochschule der Künste Bern HKB. Zürich (Verlag Neue Zürcher Zeitung), 2004

■ **Der Schein der Person.** Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Mittelalter. Valentin Groebner.

München (Verlag C.H. Beck), 2004

■ **Die Schweiz in der Vernehmlassung.** Warum wir sind, wie wir sind.

Hrsg. Gerda Wurzenberger, Nicole Schiferer. Zürich (Kein & Aber), 2003

■ **La Suisse est fondue.** Collectif. Paris (Syntes, Edifin), 2004

■ **Schweizer Lexikon der populären Irrtümer.** Missverständnisse und Vorurteile von Alpenklübler bis Zwingli.

Franziska Schläpfer. Zürich (Pendo Verlag), 2004



Die Jugend trägt das **Schweizer Kreuz** auf der Brust, hier **Veronica Maglia**, FC Schwerzenbach/Fussballerinnenausbildungszentrum Huttwil.

Mutterland, Vaterland.

Nationale Ikone, Enfant terrible. Vom «Ort hinter dem Mond» aus beobachtete und kritisierte er die Schweiz. Er liebte sie anders, als sie geliebt sein wollte: Friedrich Dürrenmatt. **Von Peter Rüedi***

► Literarische Skandale sind keine schweizerische Spezialität. Miteinander gehen Schweizer Autoren meist pfleglich um; nach aussen erregen sie wenig Anstoss, was beklagenswert ist, weil es nicht eine besonders entwickelte Toleranz für Kunst und Künstler anzeigt, sondern deren marginale Bedeutung für die Schweizer Öffentlichkeit. So gesehen war der Skandal, den Friedrich Dürrenmatt wenige Wochen vor seinem Tod 1990 entfachte, geradezu tröstlich.

Oft genug wurde Dürrenmatt, der auch mal einen Berner Literaturpreis an Unteradressaten weiterreichte, die dem Stifter verdächtig waren und in Begleitung von Rockern zum offiziellen Festessen erschien, als Hofnarr noch toleriert; auch, weil er sich in seinem Humor nie selbst verschonte. Hartnäckig hielt sich das Vor- und Fehlurteil vom, im Verhältnis zu Frisch, «apolitischen Dürrenmatt». Bis zu seiner letzten Rede, die er im Herbst 1990 anlässlich der Verleihung des Gottlieb-Duttweiler-Preises auf den tschechoslowakischen Staatspräsidenten hielt. Die Mehrheit der anwesenden Honoratioren hielt sie nicht nur für eine Provokation, sondern, angesichts des lange leibhaftig eingekerkerten Havel, für puren Zynismus. Dürrenmatt entwickelte darin das Bild von der «Schweiz – ein Gefängnis» (so der Titel). Dabei sei nicht mehr zu unterscheiden, wer sie als Wärter, wer als Insasse bewohne. Zweifelloso ein Reflex auf die Fichenaffäre, reichte das Motiv tiefer, als die pikante offizielle Schweiz wahrnahm (ein Ex-Bundesrat nannte die Rede einen «Ausbund an Primitivität», der Zürcher Erziehungsdirektor sprach von «Senilität»).

Dürrenmatt hatte für seine Havel-Rede eine Grunderfahrung neu aktiviert, die schon in seinem Frühwerk als Komplex (im doppelten Wortsinn) wichtig wurde. Das Gefängnis, bei dem nicht auszumachen ist, ob es ein Ort

der Verwahrung oder einer der Verschönerung sei, ist eines seiner Grundmotive. Es entsprang dem Trauma eines auf sein eigenes Chaos zurückgeworfenen Jugendlichen in der während des Zweiten Weltkriegs verschonten und eingeschlossenen Schweiz.

Lebenslang paradoxe Weltsicht

Eingeschlossen, ausgeschlossen, verschont und von der fürchterlichen Geschichte vergessen, die Zweiteilung der Welt in ein Drinnen und Draussen: Das ist der Anstoss zu Dürrenmatts lebenslang paradoxer Weltsicht. Sein Verhältnis zur Schweiz blieb Zeit seines Lebens ambivalent. Einerseits betonte er immer, er sei «mit einer gewissen Leidenschaft Schweizer», «rede gern Schweizerdeutsch», liebe «den Schweizer und liebe es,

lobte sie als Kleinstaat und für die Toleranz, mit der in ihr die verschiedenen Kulturen ... nein, nicht miteinander, sondern nebeneinander lebten. Wo immer sie ihre Identität in Mythen zu begründen suchte, die mit den historischen Realitäten nichts zu schaffen hatten, fand er sie lächerlich oder skandalös.

Längst selbst zu einer nationalen Ikone geworden (ein Intercity trägt seinen Namen), fühlte er sich emotional, von Länderspielen der Fussballnationalmannschaft und Kübler/Koblet abgesehen, an kleinere Räume gebunden. Ans Emmental, die Gegend um Konolfingen, den Raum seiner Kindheit. «Heimat» war für ihn nicht das Konstrukt der «Willensnation» Schweiz, dafür war noch der Kleinstaat zu gross. Heimat war das Dorf, Bern (nicht die Stadt, sondern das Land, die

«Wo immer die Schweiz ihre Identität in Mythen zu begründen suchte, fand er sie lächerlich oder skandalös.» **Peter Rüedi**

(sich) mit ihm herumzuschlagen. Ich kann mir schwer vorstellen, anderswo zu arbeiten.»

Andererseits entwickelte Dürrenmatt schon sehr früh ein sehr kritisches Verhältnis zur Schweiz. Nicht, dass er ihr ihre pragmatische Politik von Anpassung und Widerstand vorgeworfen hätte. Was ihn störte war, dass sie «schuldlos davongekommen sein wollte» und dass sie ihre Neutralität als eine moralische, nicht als eine Qualität der politischen Taktik sehen wollte. Was ihn störte, war der patriotische Überbau.

Die Schweiz als multikulturellen Zweckverband, der aus der Niederlage (gegen Napoleon) hervorgegangen sei, pries er. Er

landbernische Mundart). Aus der Spannung zwischen ihr und der Schriftsprache, betonte er immer, komme seine Literatur: «So bleibt für mich ein Teller immer etwas Sächliches, «dz Täller», deutsche Grammatik hin oder her.»

Liebeserklärung in Form einer Verfluchung

«Die Schweiz» attackierte er gelegentlich mit satirischem Biss, nicht erst in seiner späten Havel-Rede, sondern schon in seinem frühen ersten «Schweizer Psalm», einem Gedicht voll expressionistischem Pathos, einer Art Liebeserklärung in Form einer Verfluchung: «Oh Schweiz! Don Quijote der Völ-

ker! Warum muss ich Dich lieben! / Wie oft, in der Verzweiflung, ballte ich bleich die Faust gegen Dich / entstelltes Antlitz! / Wie ein Maulwurf hütetest Du Deine Schätze. Es vermodert, was Du liebst / und nur, das Du gering achtest, bleibt. / Ich liebe Dich anders, als Du geliebt sein willst. / Ich bewundere Dich nicht. Ich lasse nicht ab von Dir, / ein Wolf, der sich in Dich verbiss.» Nicht von ungefähr, die paar Ausrufezeichen zu viel.

Seine Heimat war das Schauspielhaus

Geradezu wehrlos sentimental wurde er, wenn es um Emmentalisches ging. Wichtigste Briefe beantwortete er nicht oder viel zu

schmerzte ihn besonders. Seine Heimat war nicht die Schweiz, sondern, vom Bernischen abgesehen, das Schauspielhaus.

Genau genommen schätzte er an der Schweiz nicht einmal den Kleinstaat, sondern den «Bund von Kleinstaaten». Dürrenmatt war bedingungsloser Föderalist, alle Hemmschuhe gegen den gut geölten Lauf der nationalen Verwaltungsmaschinerie begrüsste er. Der Föderalismus sei zukunfts-trächtig, auch für Europa, sei «etwas sehr Modernes». Die Schweiz als föderalistisches Mutterland, im Gegensatz zum zentralistischen Vaterland. «Die Gefahr der Grossstaaten besteht in der Umfunktionierung des

Augen, an klaren Tagen eine gerade noch erkennbare Kompassnadel vor dem Alpenpanorama. Die Armee feierte er als ein Stück «Folklore», einen merkwürdigen Männerbund, setzte sich aber auch für Dienstverweigerer ein. Mit Staunen würde er heute die Diskussion um die Armee XXI verfolgen – er, der erlebt hatte, wie in den späten Fünfzigern massgebliche Kreise die Atombewaffnung der Schweiz gefordert hatten.

Er nahm ihn ernst, diesen Staat, und machte sich über ihn lustig, wo er sich selbst zu ernst nahm. Und weil Dürrenmatt die Schweiz als pragmatischen Interessenverband ernst nahm, hielt er auch dessen Ende für denkbar. Was einmal konstruiert wurde (wie die moderne Schweiz), könnte eines Tages auch hinfällig werden. Eines fernen Tages wohl eher, aber immerhin. Diese Möglichkeit zu denken, verstand Dürrenmatt als Zeichen von Selbstbewusstsein, patriotische Wallungen im Gegenteil als Flucht in einen nebulösen Glauben. «Wenn Europa verschweizert», konnte er sich vorstellen, verliere die Schweiz ihre Raison d'être. Oder würde sie erst recht gewinnen, sozusagen als Hefe im Teig. Das allerdings ist, 14 Jahre nach Friedrich Dürrenmatts Tod, nicht mehr, vielleicht auch nicht weniger als eine Hoffnung. Für die Schweiz ebenso wie für Europa. ■

* Peter Rüedi, *1943, hat zahlreiche Aufsätze über Friedrich Dürrenmatt publiziert und 1998 bei Diogenes den Briefwechsel zwischen Max Frisch und Dürrenmatt herausgegeben. Er arbeitet an einer Biografie über Dürrenmatt und schreibt u.a. für die «Weltwoche» über Jazz, Literatur und Wein.

«Ich gehe ungern in den Krieg, um das Funktionieren der Schweizerischen Bundesbahnen zu verteidigen.» Friedrich Dürrenmatt

spät. Wenn ihn aber ein Schüler aus dem Emmental mit ein paar banalen Fragen belästigte, weil er einen Aufsatz über die «Alte Dame» schreiben musste, kriegte er postwendend drei handschriftlich verfasste Seiten. Vor einer mundartlichen Laienaufführung in Langnau geriet er ins Schwärmen wie kaum je bei professionellen Inszenierungen seiner Stücke. Das eigentliche Festspiel seines Bernertums (nicht Schweizertums) war «Herkules und der Stall des Augias». Dass es bei der Uraufführung in Zürich durchfiel,

Staates in ein Vaterland, das gefährlich wird. Man stirbt ja nicht für einen Staat, man stirbt für ein Vaterland (...). Aber was ist ein Staat? Er ist eine Institution, die funktionieren muss. Ich gehe ungern in den Krieg, um das Funktionieren der Schweizerischen Bundesbahnen zu verteidigen.»

Dürrenmatt war ein universeller Geist, der die Welt vom «Ort hinter dem Mond» aus beobachtete. Ab 1952 war dies sein Neuenburger Sprachexil. Heimat auch das, aber immer mit dem Kirchturm von Guggisberg vor

Friedrich Dürrenmatt (1921–1990). Aufnahme von 1968.





michele.luderer@credit-suisse.com

Wo Blogs wie Pilze spriessen

Heute scheint fast jeder ein Blogger zu sein. Auf dem Internet existieren Millionen von Blogs. Technik-Blogs, Sex-Blogs, Antikriegs-Blogs, Gärtner-Blogs – kein Thema zu klein, einen Blog wert zu sein. Warum bloss scheint keiner zu wissen, was Blogging ist? Bis vor kurzem war auch ich ziemlich ahnungslos. Als ich auf BBC online (<http://news.bbc.co.uk>) über die US-Wahlen las, stach mir ein Titel ins Auge: «Blogging the US Election – US-Wahlen-Blogging». Wie bitte? Neugierig geworden, fragte ich einen Redaktionskollegen – unseren Technikfreak –, ob er etwas über Blogging wüsste. «Das ist etwas ganz Neues», meinte er. Näheres war ihm nicht zu entlocken.

Mittlerweile weiss ich einiges über Blogs oder Weblogs: Ein Weblog ist ein persönliches Online-Tagebuch, eine politische Tribüne, eine News-Seite oder einfach eine Sammlung von Links und Gedanken im Internet. Ein Blog ist das, was sein Schöpfer daraus macht. Jeder kann so «Journalist» werden und seine Meinung verbreiten, ohne die traditionellen Medien zu benutzen. Jeder hat Zugang zu diesen Meinungen, und es gibt Blogger, die eine erstaunlich grosse Anzahl treuer Leser aufweisen. So der freiberufliche Publizist Andrew Sullivan (www.andrewsullivan.com), dessen Artikel von der New York Times und vom Time Magazine publiziert wurden. Er wollte die Theorie testen, wonach ein Weblog «reinsten demokratischer Journalismus» sei. In seinem Fall stimmt das, denn er erreicht fast eine Viertelmillion Leser pro Monat. Es stimmt auch für die vielen Iraker, die Weblogs geschaffen haben, um die Zensur in Politik und Medien zu umgehen. Faiza Al-Araji, Mutter von drei Knaben, ist eine davon. Sie lancierte das Weblog «A Family in Baghdad» (<http://afamilyinbaghdad.blogspot.com>) und verwendete dazu die frei zugängliche Weblog-Software blogger.com.

Weblogs haben auch schon den Weg in die Wirtschaft gefunden. Jonathan Schwartz, Präsident und COO von Sun Microsystems, führt seit dem 28. Juni 2004 ein Weblog. Er will sich so besser vernetzen, den Verkauf ankurbeln und die Kosten für die Werbung senken. Alle Führungsleute sollten dieses Medium nutzen, fordert er, und: «Wer es nicht tut, wird schön blöd dastehen.»

Hat Jonathan Schwartz Recht? Ist Blogging eine Medienrevolution, die tiefer greift als die Erfindung der Druckpresse? Oder wirft das Internet wieder mal Blasen? Vielleicht sollte ich über dieses Thema ein Weblog einrichten.

Michèle Luderer

Mut zur Innovation

Das Wirtschaftsmagazin «Bilanz» hat in Zusammenarbeit mit dem Beratungsunternehmen A.T. Kearney die innovativsten Schweizer Unternehmen ausgezeichnet. Neben dem Hörgerätehersteller Phonak und dem Luxusuhrenunternehmen TAG Heuer wird auch die Credit Suisse als «ausserordentlich innovativ» eingestuft. Den Ausschlag hierzu gab der Beratungsansatz im Bereich Private Banking. «Die Credit Suisse krempelt diesen Ansatz in der Schweiz um und strukturiert ihn neu», begründet «Bilanz»-Journalist Markus Diem Meier. Dabei rücken neben den Vermögenswerten eines Kunden auch dessen finanzielle Verpflichtungen der nächsten Jahre in den Fokus. Ein Teil des Vermögens ist so anzulegen, dass diese sicher erfüllt werden können. Erst dann setzt die Anlageberatung ein. «Der Prozess in dieser Reihenfolge einerseits und vor allem die Struktur in seinem Hintergrund sind eine echte Innovation.» (schi)

Schweizer KMU auf dem Sprung nach China

Das Reich der Mitte rückt immer mehr in den Mittelpunkt: Das Bruttoinlandprodukt Chinas wuchs 2003 um nicht weniger als 9,1 Prozent. Bereits heute ist China die viertgrösste Handelsnation der Welt und hat in den letzten beiden Jahren weltweit die grössten Direktinvestitionen angezogen. Nach den Grosskonzernen wagen nun auch immer häufiger KMU den Sprung nach Asien. 300 Schweizer Firmen haben in China Fuss gefasst, ebenso viele sollen folgen. Gemäss der Wirtschaftszeitung «Cash» hat fast die Hälfte der befragten Unternehmen den Grossteil ihrer Ziele erreicht. Dies kommt indes nicht von alleine, sondern bedingt – nebst Spitzenprodukten oder -dienstleistungen – auch eine eingehende Beratung und ein gutes Beziehungsnetz. Deshalb reiste kürzlich die Credit Suisse, angeführt von Josef Meier, CEO Corporate & Retail Banking, und Hans-Ulrich Müller, Leiter Firmenkunden Schweiz-KMU, mit 20 interessierten KMU-Vertretern für eine Woche nach China. Dort konnten diese wertvolle Kontakte knüpfen und sich mit den Besonderheiten der Mentalität und der Kultur dieses Landes vertraut machen. Mehr dazu unter www.credit-suisse.com/emagazine (schi)

Mit der Credit Suisse zum Apfelschuss

Die Aufführungen von Schillers «Wilhelm Tell» an den diesjährigen, von der Credit Suisse unterstützten Tellspielen in Altdorf beeindruckten alle. Auch die 30 Gäste der Stiftung Brändi waren begeistert. Die Stiftung Brändi ist eine soziale Institution im Kanton Luzern, die sich der

Ausbildung und Begleitung von Menschen mit Behinderungen widmet, und zwar am Arbeitsplatz und im Bereich «Wohnen und Freizeit». Am Sonntag, 10. Oktober 2004, verfolgten die 30 Gäste den «Tell» zusammen mit einer Gruppe Mitarbeitender der Credit Suisse, mit welchen sie vor der Vorstellung zu Kaffee und Kuchen zusammengesessen waren und sich über ihr Leben, ihre Arbeit, ihre Hobbys und Interessen unterhalten hatten. Der Anlass war Teil eines zusammen mit der Caritas durchgeführten Pilotprojekts zur Freiwilligenarbeit bei der Credit Suisse, mit dem Begegnungen über soziale oder sprachliche Grenzen hinweg ermöglicht werden. Weitere Anlässe beinhalteten Computerkurse für Migrantinnen und Migranten aus Ex-Jugoslawien und eine Führung für Multiple-Sklerose-Betroffene im Kunsthaus Zürich. (brb)

100 Jahre Credit Suisse Basel

Am 2. Januar 2005 wird die Credit Suisse seit genau 100 Jahren auf dem Finanzplatz Basel tätig sein. Die Bedeutung der Eröffnung dieser ersten Filiale der damaligen Schweizerischen Kreditanstalt (SKA) kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Damals begann die Öffnung der Bank, deren Rechtsnachfolgerin Credit Suisse sich heute mit gutem Grund als globales Unternehmen versteht.

Nach der Gründung der Schweizerischen Kreditanstalt im Jahr 1856 wurden die immer weitere Kreise ziehenden Geschäfte ausschliesslich vom Hauptsitz Zürich aus getätigt. Immerhin hatte man sich zu einer Beteiligung an der Oberrheinischen Bank in Mannheim durchgerungen, die eine Filiale in Basel betrieb. Als jedoch die «Oberrheinische» keine andere Möglichkeit mehr sah, als sich per Ende 1904 mit der Rheinischen Creditbank zu vereinigen, entschloss sich die Kreditanstalt «nach Überwindung starker innerer Hemmungen» (so Adolf Jöhr in der 100-Jahr-Festschrift der SKA), die Basler Filiale zu übernehmen. Damit wollte man im Sinne einer Defensivstrategie das Vordringen der grossen deutschen Konkurrenz auf den Bankenplatz Schweiz verhindern. Die Filiale Basel war jedoch von Beginn weg so erfolgreich, dass schon kurz vor Weihnachten 1906 ein Neubau bezogen werden konnte. Zudem war nun die Skepsis gegenüber der Gründung von Filialen, nicht selten durch Übernahme eines in Schwierigkeiten geratenen ortsansässigen Instituts, gebrochen. Es folgten 1906 die Eröffnung je einer Filiale in St. Gallen und in Genf. 17 Jahre nach der Einführung der französischen Bezeichnung «Société de Crédit Suisse» – hier taucht erstmals der Begriff «Credit Suisse» auf – wagte die Schweizerische Kreditanstalt also endgültig den Sprung über die Sprachgrenze. Die Credit Suisse Basel wird ihren hundertsten Geburtstag mit dem Umbau ihres Geschäftssitzes am St. Alban-Graben begehen und im Laufe des Jahres mit besonderen Veranstaltungen feiern. (schi)

Nach-Lese

Der europäische Traum – die Vision einer leisen Supermacht

Von Jeremy Rifkin, gebundene Ausgabe, 464 Seiten, ISBN 3-593-37431-5



Jeremy Rifkin, Autor von Bestsellern wie «Das Ende der Arbeit» oder «Access – das Verschwinden des Eigentums» macht sich in seinem neuen Buch auf die Suche nach einer neuen, zukunfts-trächtigen Weltordnung. Er findet sie in Europa. Denn die USA, so findet der Autor, hätten als Vorbild ausgedient. Rifkin sollte wissen, wovon er spricht. Als Gründer der «Foundation on Eco-

nomic Trends» in Washington und als Berater der Europäischen Kommission steht er mit je einem Fuss auf einem Kontinent. Das ist ein Vorteil, kann aber auch zum Problem werden. Wenn Rifkin einer amerikanischen Leserschaft erklärt, wie sich Europa zu dem entwickelte, was es heute ist (inklusive einem Ausflug in die Kirchengeschichte), wird das dem Europäer aus- oder abschweifend vorkommen. Umgekehrt kann man als Europäerin einiges über die USA lernen. Der direkte Vergleich zwischen den USA und Europa anhand von statistischem Material ist interessant, doch schwingt Rifkin den Zahlenhammer manchmal zu heftig. Das Buch ist trotzdem lesenswert und spricht neben dem «American Dream» viele Themenkreise an. Es «stellt einen ersten groben Entwurf dar, mit all den Defiziten, die solch ein Versuch mit sich bringt». **Ruth Hafen**

Strategische Logik – Quellen der langfristigen Unternehmensrentabilität

Von J.-C. Jarillo, gebundene Ausgabe, 298 Seiten, ISBN 3-409-12373-3



Die Wirtschaft ist noch ganz nah am Mittelalter. Das wenigstens behauptet José-Carlos Jarillo, ordentlicher Professor der Universität Genf.

Die pointierte Aussage lässt sich nicht so einfach vom Tisch wischen. Fragt man ein Dutzend Physiker, warum der Apfel auf Newtons Kopf fiel, bekommt man ein allgemein anerkanntes Gesetz zu hören. Fragt man zwölf Wirtschaftsexperten,

warum ein Unternehmen rentabel ist, werden 13 verschiedene Theorien formuliert. Dabei – so José-Carlos Jarillo – verfügt auch die Geschäftswelt über eine innere Logik. Sie ist kaum weniger präzise als die der Naturwissenschaften und würde – korrekt angewandt – helfen, zahlreiche Fehler zu vermeiden. Der Autor verteidigt diese Position mit verblüffender Stringenz und bekräftigt sie mit eindrücklichen Fallbeispielen. Wenn Sie wissen wollen, warum das Internetauktionshaus eBay Milliarden umsetzt, Amazon aber immer noch rote Zahlen schreibt oder warum SEAT und Volkswagen eine gute Kombination ist, Daimler-Benz von Chrysler aber besser die Finger gelassen hätte, empfiehlt sich die Lektüre genauso, wie wenn Sie sich als Firmeninhaber um die nachhaltige Rentabilität Ihres Unternehmens sorgen. **Marcus Balogh**

emagazine

www.credit-suisse.com/emagazine

Online-Forum: Wohin treibt die Schweizer Wirtschaft?

Wann

20. Januar 2005, 13–15 Uhr

Wo

www.credit-suisse.com/emagazine,
Rubrik CH-Wirtschaft

Experten

Alois Bischofberger, Chefökonom
Petra Huth, Studienleiterin für
Wirtschafts- und Sozialpolitik

Bleibt die Schweizer Konjunktur auf Kurs? Wird die Arbeitslosigkeit wieder sinken? Wie entwickelt sich der Lehrstellenmarkt? Und wie krank ist unser Gesundheitswesen?

Die Schweiz geht wirtschaftlich unsicheren Zeiten entgegen. Umso drängender sind die Fragen, die sich Konsumenten und Produzenten, Arbeitnehmern und Arbeitgebern, Studenten und Lehrlingen stellen.

Gefragt ist Information aus erster Hand. Aus diesem Grund organisiert das emagazine ein Online-Forum zur Zukunft der Schweizer Wirtschaft. Die beiden Credit Suisse Experten Alois Bischofberger (Chefökonom) und Petra Huth (Studienleiterin für Wirtschafts- und Sozialpolitik) beantworten Ihre Fragen in den Bereichen Konjunktur, Wirtschaftsbranchen, Arbeitslosigkeit, Gesundheitswesen und Altersvorsorge.

Am 20. Januar 2005 können Sie zwischen 13 und 15 Uhr unter www.credit-suisse.com/emagazine (Rubrik CH-Wirtschaft) live mit den beiden Experten Ihre Gedanken austauschen. Interessierte Leser, die an diesem Termin verhindert sind, können ihre Fragen auch zum Voraus unter der gleichen Adresse eingeben.



Wettbewerb: Newsletter abonnieren und einen iPod gewinnen

Teilnahme

www.credit-suisse.com/emagazine/wettbewerbe

Einsendeschluss

28. Februar 2005

Der emagazine-Newsletter informiert jede Woche zu aktuellen Themen aus Wirtschaft, Finanz, Kultur und Sport – mit Expertentipps, Analysen, Interviews und Reportagen. Der Newsletter wird in vier Sprachen angeboten: Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch.

Wer den kostenlosen emagazine-Newsletter jetzt abonniert, nimmt an unserer exklusiven Verlosung teil. Zu gewinnen gibt es den MP3-Player iPod Photo von Apple mit einer Harddisk von 40 Gigabyte (Wert: Fr. 799.–). Das neueste Kind aus der iPod-Familie ist nur 180 Gramm schwer und etwa so gross wie eine Zigarettenschachtel. Der Winzling bringt nicht nur Ihre Lieblingsmusik überall hin (bis zu 10 000 Songs), sondern bietet auch Platz für bis zu 20 000 Fotos. Das sind genug Bilder, um fast 200 Diamazine zu füllen oder eine Wandfläche von nahezu 464 Quadratmetern zu bedecken.

Wealth Management

Auch 2005 sind flexible Anleger ein Muss

Endlich hat sich die Stimmung an den Finanzmärkten wieder etwas verbessert. Die Unsicherheit der US-Wahlen ist vom Tisch, der bis vor kurzem noch kräftig steigende Erdölpreis hat einer substanziellen Gegenbewegung Platz gemacht und gestiegen ist auch die Zuversicht, dass das derzeit recht robuste Wirtschaftswachstum ins erste Quartal 2005 hinübergenommen werden kann.

Doch die nachgebenden wirtschaftlichen Frühindikatoren sprechen eine klare Sprache: Im Lauf des ersten Halbjahres 2005 muss mit einem global langsameren Wachstumstempo gerechnet werden. Die im Vergleich zum Vorjahr immer noch deutlich höheren Energiepreise dürften sich dämpfend auf die Kaufkraft der Konsumenten auswirken. Andererseits könnte sich die in diesem Zyklus ausgeprägte Kapitaldisziplin der Unternehmen und der damit einhergehende Nachholbedarf bei den Investitionen und den Neueinstellungen von Arbeitskräften als wachstumsstützend erweisen. Geblieben sind die strukturellen Ungleichgewichte in der Weltwirtschaft. Sie äussern sich unter anderem im weiter gestiegenen Zwillingsdefizit der USA, in der hohen Verschuldung der dortigen Konsumenten oder in der konjunkturellen Überhitzung in China.

In diesem Umfeld sind wohl auch 2005 nur bescheidene Anlagerenditen möglich. Trotzdem könnte 2005 durchaus zu einem «Jahr der zwei Hälften» werden: einer ersten Hälfte, in der

- Obligationenanlagen angesichts der globalen Wachstumsverlangsamung, positiver werdender Inflationsaussichten und pausierender Notenbanken vergleichsweise attraktiv sind.
- Aktienpositionen in die Stärke hinein reduziert werden sollten, vor allem in zyklischen Branchen und im US-Markt. Auch wären strukturierte Produkte mit Kapitalschutz stärker zu berücksichtigen.
- ein Abbau der Engagements in den Rohstoffen inklusive Erdöl Sinn macht, um sie später in Schwächephase neu aufzubauen.

Anders sieht das Bild für die zweite Jahreshälfte aus: Die von uns erwartete langsame Beschleunigung des Wirtschaftswachstums spricht dann dafür, dass Aktien und Rohstoffe auf Kosten der Obligationen wieder aufgestockt werden sollten. Raum für Überraschungen ist aber auch 2005 mehr als genügend vorhanden!



Bernhard Tschanz, Head of Research Switzerland

Strategy

- 45** Konjunktur
Nach einem konjunkturellen Schlusspurt zum Jahresende verliert die Weltwirtschaft 2005 an Schwung.

- 46** Aktienmärkte
Die internationalen Aktienmärkte starten stark ins 2005, dann aber drohen Kursrückgänge.

Topics

- 52** Schweizer Wirtschaft 2005
Welche Auswirkungen wird die erwartete Verlangsamung der Weltkonjunktur auf die Schweizer Wirtschaft haben?
- 60** Pharma
Schweizer Pharmaunternehmen spielen eine zentrale Rolle in der Krebsforschung. Davon profitieren nicht nur die Patienten, sondern auch die Unternehmen.
- 62** Aktienindizes
Novartis, Nestlé und Roche machen über 50 Prozent des SMI aus. Doch auch der kleine Bruder des SMI, der SPI Extra, bietet interessante Anlagemöglichkeiten.

► www.credit-suisse.com/emagazine
Ihr Link zu unserem Know-how

Prognosen

Eurosätze (3 Monate)

	Ende 2003	aktuell 19.11.2004	in 3 Monaten ¹	in 12 Monaten ¹
USA	1.2	2.4	2.6	3.2
EWU	2.1	2.2	2.2	2.6
GB	4.0	4.7	5.1	5.0
Japan	0.1	0.1	0.1	0.1
Schweiz	0.3	0.8	1.0	1.5

Renditen Staatsanleihen (10 Jahre)

USA	4.2	4.2	4.2	4.2
EWU	4.3	3.8	4.0	4.0
GB	4.8	4.7	4.8	4.6
Japan	1.4	1.4	1.6	1.6
Schweiz	2.7	2.4	2.6	2.6

Devisenkurse

EUR/USD	1.26	1.30	1.33	1.35
USD/JPY	107	103	103	100
EUR/GBP	0.70	0.70	0.71	0.73
EUR/CHF	1.56	1.51	1.51	1.49
USD/CHF	1.24	1.16	1.14	1.10
GBP/CHF	2.21	2.16	2.13	2.04
JPY/CHF	1.15	1.13	1.10	1.10

Wirtschaftswachstum

(BIP-Veränderung gegenüber Vorjahr)

	2003	aktuell	2004 ¹	2005 ¹
USA	3.1	3.9 (Q3/04)	4.5	3.5
EWU	0.4	1.9 (Q3/04)	1.8	1.5
GB	2.2	3.0 (Q3/04)	3.2	2.6
Japan	2.4	3.9 (Q3/04)	4.3	2.2
Schweiz	-0.4	2.0 (Q2/04)	1.8	1.6

Aktienindizes

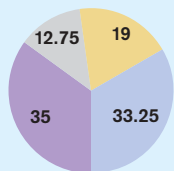
		Ende 2003	8.11.2004	in 12 Monaten ²
USA	S&P 500 Index	1111.92	1165	0
Japan	TOPIX	1043.69	1103	0
Hongkong	Hangseng	12575.94	13561	0
Deutschland	DAX	3965.16	4069	+
Frankreich	CAC 40	3557.90	3777	0
Grossbritannien	FTSE 100	4476.90	4717	0
Italien	MIB 30	26715.00	29657	0
Spanien	IBEX	7737.20	8578	+
Niederlande	AEX	337.65	337	0
Schweiz	SMI	5487.80	5603	0

¹ Prognosen

² Relativ zum MSCI Welt: + Outperformer 0 Marktperformer - Underperformer

Strategische Asset Allocation in CHF

Ausgewogen



	Geldmarkt	Obligationen	Aktien	Alternative Anlagen	Total
Schweiz	12.75	24.50	15.25		52.50
Europa (Euro)		10.50	3.75		14.25
Japan			1.50		1.50
Nordamerika			11.75		11.75
Asien			1.00		1.00
Gemischt				19.00	19.00
Total	12.75	35.00	33.25	19.00	

Im emagazine der Credit Suisse finden Sie viele weitere Wirtschaftsdaten und -informationen: www.credit-suisse.com/emagazine

Konjunktur

Schwächeres Wachstum rückt in greifbare Nähe



Anja Hochberg, Global Economics & Forex Research

- Nach kräftiger Erholung 2004 verliert die Weltwirtschaft 2005 an Schwung.
- Internationale Notenbanken reagieren mit Zinspausen.

Das Konjunkturjahr 2004 war von einer deutlichen Belebung der Weltwirtschaft gekennzeichnet. Das globale reale Bruttoinlandsprodukt (BIP) stieg von rund 2,5 Prozent im Jahr 2003 auf rund 4 Prozent in diesem Jahr. Ausschlaggebend war insbesondere die spürbare Konjunkturbeschleunigung in den USA und in Asien. Während wir zum Jahresende mit einem gewissen konjunkturellen Schlusspurt rechnen, erwarten wir, dass danach eher schwächere Wachstumsraten das Bild prägen.

Zum einen dürfte die kontrollierte Abkühlung der überhitzten chinesischen Wirtschaft erste realwirtschaftliche Spuren im Ausland hinterlassen. Zum anderen werden insbesondere die Konsumenten in den USA auf die nachlassenden fiskal- und geldpolitischen Impulse und die hohen Ölpreise mit einem eher unterdurchschnittlichen Wachstum ihrer Ausgaben reagieren. Ironischerweise birgt aber gerade die chinesische Investitionsabkühlung den Keim der konjunkturellen Belebung, die wir Ende 2005 erwarten. Dank der geringeren chinesischen Rohstoffnachfrage dürfte

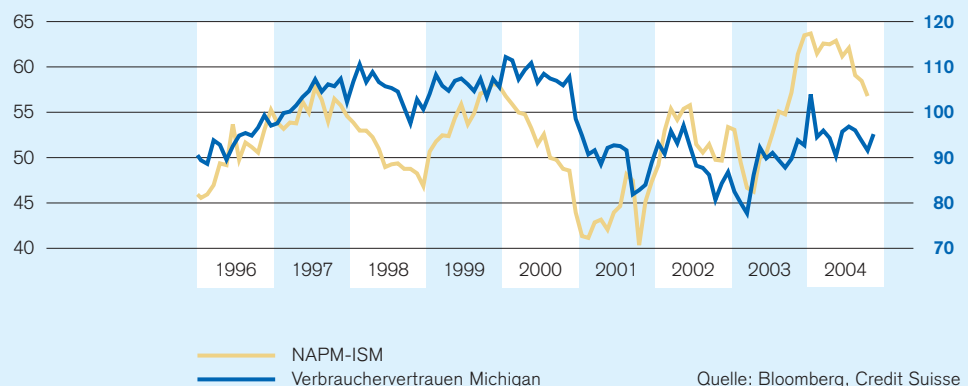
ein nachgebender Ölpreis den Boden für einen erneuten Aufschwung bereiten.

Gestützt werden die mittelfristig wieder aufgehellten Konjunkturperspektiven zudem von international eher expansiv agierenden Zentralbanken. Angesichts der bevorstehenden Wachstumsabkühlung wird die amerikanische Notenbank, das Fed, wohl bereits im zweiten Quartal 2005 eine erste Zinspause einlegen. Auch die europäische Zentralbank EZB wird – bei anhaltend kräftigem Euro – keine geldpolitische Eile an den Tag legen. Zwar pendelt die Teuerung nach wie vor deutlich über dem EZB-Ziel. Die anhaltend schwache Binnenwirtschaft (enttäuschende BIP-Zahlen im dritten Quartal) dürfte es der EZB jedoch erlauben, frühestens im Sommer das Leitsatzniveau sanft anzuheben. Früher wird hingegen vermutlich die Schweizer Nationalbank SNB agieren. Abhängig von der Frankenstärke werden wir hier wahrscheinlich mindestens einen Zinsschritt sehen, bevor auch die SNB vor dem Hintergrund der sich leicht eintrübenden Wirtschaftsaussichten eine Zinspause einlegt.

US-Wirtschaftswachstum bald mit etwas weniger Momentum

Vorlaufende Indikatoren weisen auf Abkühlung hin

Vorlaufende Konjunkturindikatoren wie der US-Einkaufsmanagerindex ISM oder das Verbrauchervertrauen lassen Schlussfolgerungen auf die zukünftige wirtschaftliche Entwicklung zu.



Mit Volldampf in den Abschwung



Christian Gattiker-Ericsson, Equity Strategy

- Wir erwarten im ersten Halbjahr 2005 nach freundlichem Start einen Kursrückgang an den Aktienmärkten von fünf bis zehn Prozent.
- Wir bevorzugen Anlagen mit wenig konjunkturabhängigen Eigenschaften, auf Sektorebene zum Beispiel europäische Telekom- und Pharmawerte.

Für die Freunde einfacher Börsenregeln scheint das Jahr 2004 aufgegangen zu sein. Zehn Monate tendierten die globalen Aktienmärkte mehrheitlich seitwärts, und pünktlich nach Bekanntgabe des neuen (alten) US-Präsidenten setzten sie Anfang November zu einem Erleichterungsrally an. Temporär rückläufige Energiepreise und saisonal stärkere Wirtschaftsdaten sorgten dabei für den nötigen Rückenwind. Das US-Wahljahr scheint den Börsen einmal mehr positive Renditen zu bescheren, auch wenn diese im Vergleich zum Vorjahr tiefer ausfallen.

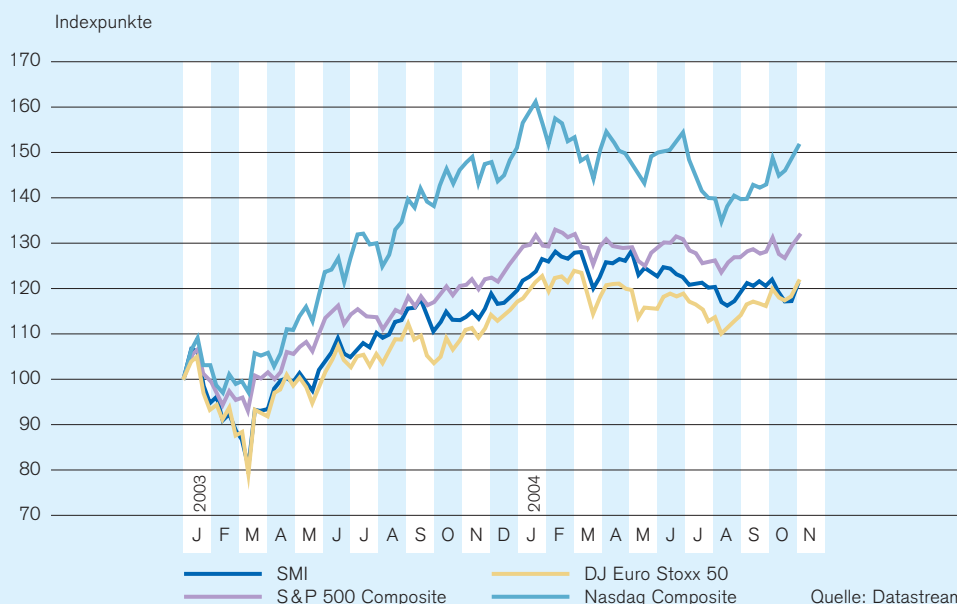
Doch am Horizont ziehen Wolken auf. Das neue Jahr könnte sich mehrheitlich in einer für Aktien schwierigen Phase des wirtschaftlichen Zyklus abspielen. Rückläufige Wachstumsraten, abflauende Unternehmensgewinne und ein inzwischen wieder recht hohes Anlegervertrauen sind ein Cocktail, der die Börsen in der Regel nicht beflügelt. Ein saisonal

starker Start in den ersten Monaten würde unserer Meinung nach nur das Rückschlagsrisiko im weiteren Jahresverlauf erhöhen. Darüber täuscht auch eine gegenwärtig moderate Bewertung der Aktien im historischen Vergleich und relativ zu Obligationen nicht hinweg. Sobald die wirtschaftliche Verlangsamung im ersten Halbjahr 2005 eintritt, dürften schwächere Aktienkurse die Folge sein. Obwohl allgemein von einem Abschwung ausgegangen wird, dürfte dieser aber noch nicht vollständig in den Aktiennotierungen eingepreist sein. Wir gehen je nach Börsenstart ins neue Jahr im saisonal starken ersten Quartal von einem Rückschlagsrisiko von fünf bis zehn Prozent aus. Wie sollen sich die Anleger für das Jahr 2005 positionieren? Grundsätzlich empfehlen wir, den Aktienanteil in den Depots frühzeitig abzubauen. Gleichzeitig lohnt sich eine kritische Überprüfung der Risiken im Portfolio. Auf geografischer

SMI, Euro Stoxx, S&P 500, Nasdaq

Seitwärts, aufwärts und bald wieder abwärts?

Pünktlich zur Wahl des US-Präsidenten setzten die globalen Aktienmärkte zu einem Rally an, nachdem sie zehn Monate seitwärts tendiert hatten. 2005 bestehen nach starkem Start jedoch Rückschlagsrisiken.



Ebene tragen wir dem weiter fortschreitenden Konjunkturzyklus und der höheren Bewertung in Form einer Untergewichtung von US-Aktien Rechnung. Andererseits sehen wir bewertungsmässiges Potenzial in europäischen Dividendenpapieren. In Asien dürften sich in den ersten Monaten eher selektive Möglichkeiten ergeben. Wir favorisieren die defensiveren Märkte Hongkong, Singapur und Malaysia. Japan bietet binnenwirtschaftliche Chancen, doch auch aussenwirtschaftliche Risiken im Fall eines akzentuierten

Nachfragerückgangs aus China und einer Aufwertung des Yen.

Auf Sektorebene bevorzugen wir Titel mit einem konjunkturresistenten Profil und kontinuierlichen Ertragsströmen. Besonders die europäischen Telekom- und Pharmawerte erfüllen diese Kriterien. Die Anbieter von Telekommunikationsdienstleistungen haben in den letzten zwei Jahren den Verschuldungsgrad massiv nach unten gefahren. Statt im grossen Stil Schulden zu bedienen, werden dadurch Mittel für den Aktionär frei. Dies sollte sich

bereits für die nächste Berichtssaison in massig höheren Ausschüttungen über Dividenden und Aktienrückkäufe bemerkbar machen. Die Pharmawerte wurden von schlechten Branchennachrichten gebeutelt. Obwohl sich das schwächere Branchenumfeld nicht von heute auf morgen verbessern dürfte, erwarten wir einiges Potenzial über die nächsten zwölf Monate. Gerade in einem Umfeld nachlassenden Wachstums dürften die Anleger das relativ stabile Ertragsprofil der Pharmabranche neu zu schätzen wissen.

Länder-, Branchen- und Titelpräferenzen (Stand 17. November 2004)

Pharmawerte bleiben trotz Turbulenzen attraktiv

In letzter Zeit machte die Pharmabranche mit schlechten Nachrichten von sich reden. Trotzdem darf für die nächsten zwölf Monate mit einigem Potenzial gerechnet werden. Konjunkturresistente europäische Telekomwerte stehen weiterhin in der Präferenz.

		P/E 2005E	Div. Yield	Europa	Schweiz	Nordamerika	Japan	Asien ohne Japan
Regionale Gewichtungen				(+)	(0)	(-)	(0)	(0)
Länder				Spanien, Schweden				Hongkong, Singapur,
				Deutschland				Malaysia
Sektoren (global)								
Energie	(+)	13.9	2.6	ENI				
Pharma	(+)	15.2	2.5		Novartis	Pfizer		
Chemie	(+)	14.6	2.3			Du Pont Nemours & Co.		
Telekom	(+)	29.4	2.9	Vodafone		Verizon Communication		Hutchison Whampoa
Kapitalgüter	(0)	16.3	2.0			General Electric		
						Lockheed Martin		
Baugewerbe	(0)	12.5	3.1					
Versorger	(0)	13.1	3.8	E.ON				Huaneng Power
Papier und Zellstoff	(0)	13.3	2.9					
Transport	(0)	15.2	1.7					
Luxusgüter	(0)				The Swatch Group			
IT-Hardware	(0)	19.0	0.8				Sharp Corporation	Samsung Electronics
							Canon	Taiwan Semicon
IT-Software	(0)	22.8	0.9	SAP				
Medien	(0)	24.6	1.3					
Automobile	(0)	9.7	2.0				Toyota, Bridgestone	
Medtech	(0)	17.0	0.9					
Banken	(0)	11.6	3.4	Royal Bank of	UBS N		Mitsubishi Tokyo	
				Scotland Group			Financial Group	
Getränke und Nahrungsmittel	(0)	14.8	3.2	British American		McDonald's	Kao	
				Tobacco				
Versicherungen	(0)	10.9	2.1	Generali	Swiss Life Holding N			
Detailhandel	(0)	16.4	1.4				Ito-Yokado	
Metalle und Bergbau	(-)	11.8	2.1			Alcoa		
Immobilien	(-)	20.6	3.6		Allreal Holding Reg.		Mitsui Fudosan Co.	Sun Hung Kai
								Properties

Empfohlene Anlagefonds: Mellon Asian Equity Pfl A USD, CS EF Global Pharma, Cordius Inv Euro Corp Bonds, ING (L) Renta Fd Corp USD P Cap

Weitere Fonds unter www.fundlab.com

Relativ zum MSCI Welt: + Outperformer 0 Marktperformer - Underperformer

Quelle: Datastream, IBES, Credit Suisse

Zentralbanken auch 2005 grosszügig



Anja Hochberg, Global Economics & Forex Research

- **Langsameres Wachstum bringt pausierende Zentralbanken und nachgebende Bondrenditen im ersten Halbjahr 2005.**
- **Temporärer Zinsbuckel birgt gute Einstiegsmöglichkeiten.**

Trotz kräftiger Belebung der Weltwirtschaft gilt das Obligationenjahr 2004 als ein eher gutes Jahr: Nach fröhlicher Zinsanstieg um rund 80 Basispunkte (bp) in den USA und rund 40 bp in der Eurozone und der Schweiz pendeln wir zum Jahresschluss wieder um die Jahresanfangsniveaus. Unterstützt wurde die allgemeine Seitwärtsbewegung auf den Zinsmärkten von den internationalen Zentralbanken, die – wenn überhaupt – bislang eher zaghaft das Leitsatzniveau angehoben haben.

Zur anfänglichen Sorge um die Nachhaltigkeit insbesondere des US-Aufschwungs (Stichwort Arbeitsmarkt) gesellten sich mit dem steigenden Ölpreis zusätzliche Konjunktüängste. Vor dem Hintergrund des gestiegenen internationalen und nationalen Wettbewerbs (geringere Überwälzungsmöglichkeiten gestiegener Produzentenpreise) und der verringerten

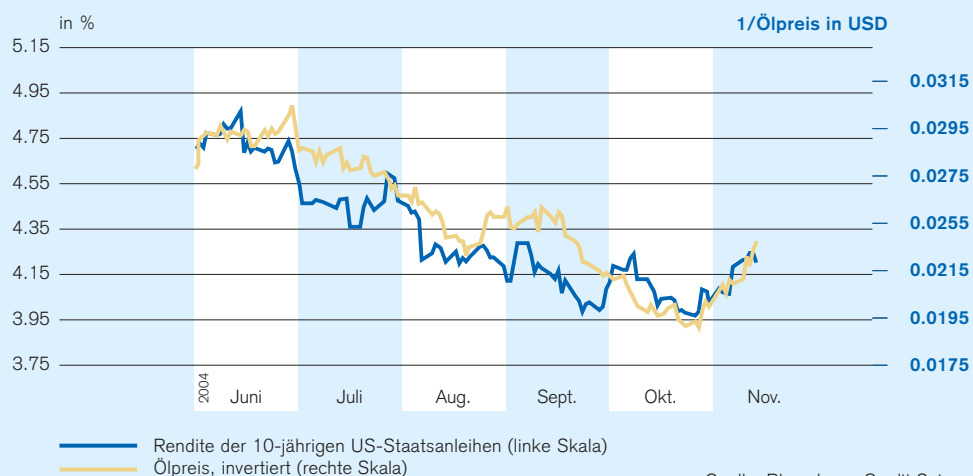
Energieintensität der Produktion können die G7-Zentralbanken deutlich entspannter mit dem Inflationspotenzial gestiegener Ölpreise umgehen.

Am historisch eher moderaten Anpassungspfad – mit gelegentlichen Zinspausen – dürfte sich auch im Jahr 2005 kaum etwas ändern. Zusammen mit einer im nächsten Jahr langsamer wachsenden Wirtschaft und tendenziell besseren Inflationsaussichten (nachgebender Ölpreis) sollten die Kapitalmarktzinsen auch im nächsten Jahr eher einen Konsolidierungspfad einschlagen. Nach dem Zinstal im Sommer 2005 dürften sich die Renditen der 10-jährigen Staatsanleihen in zwölf Monaten in etwa wieder auf heutigen Niveaus einpendeln. Kurzfristig könnte es jedoch noch zu einem leichten Anstieg der Bondrenditen kommen, den wir als Kaufgelegenheit für Obligationeninvestoren werten.

Zusammenhang zwischen Ölpreisen und Zinssätzen

Neue Zinsarithmetik: Hoher Ölpreis senkt Zinsen

Im Gegensatz zu früheren Reaktionsmustern führt mittlerweile ein gestiegener Ölpreis aufgrund der einhergehenden Wachstumsängste eher zu tieferen Renditen.



Quelle: Bloomberg, Credit Suisse

Währungen

Leistungsbilanzdefizit erfordert schwächeren Dollar



Marcus Hettinger, Global Economics & Forex Research

- Das hohe Leistungsbilanzdefizit in den USA wirkt sich negativ auf den Dollar aus.
- Europäische Währungen wie Schweizer Franken und Euro werden weiter an Wert zulegen.

Bis im Herbst 2004 stand die Wechselkursentwicklung des US-Dollars vor allem unter dem Einfluss der Zinserhöhungserwartungen des Fed. Das zunehmende Leistungsbilanzdefizit trat in den Hintergrund. Das Fed signalisierte, dass es an seinen massvollen Zinserhöhungen festhalten werde. Dies ist in den Märkten eingepreist; nun treten die strukturellen negativen Faktoren für den Dollar wieder hervor. Die Realzinsen sind in den USA noch immer tief. Der enorme Finanzierungsbedarf durch ausländische Kredite und die tiefen Zinsen werden den Dollar auch 2005 schwächen. Dies wird sich auch gegenüber den asiatischen Währungen zeigen.

Insbesondere Währungen von Ländern, in denen im nächsten Jahr mit Zinserhöhungen zu rechnen ist, dürften gegenüber dem US-Dollar deutlich erstarken. Dazu gehören der Euro, der Schweizer Franken, die schwedische und die norwegische Krone sowie der kanadische Dollar. Währungen von Ländern, in denen der Zinserhöhungszyklus bereits beendet ist

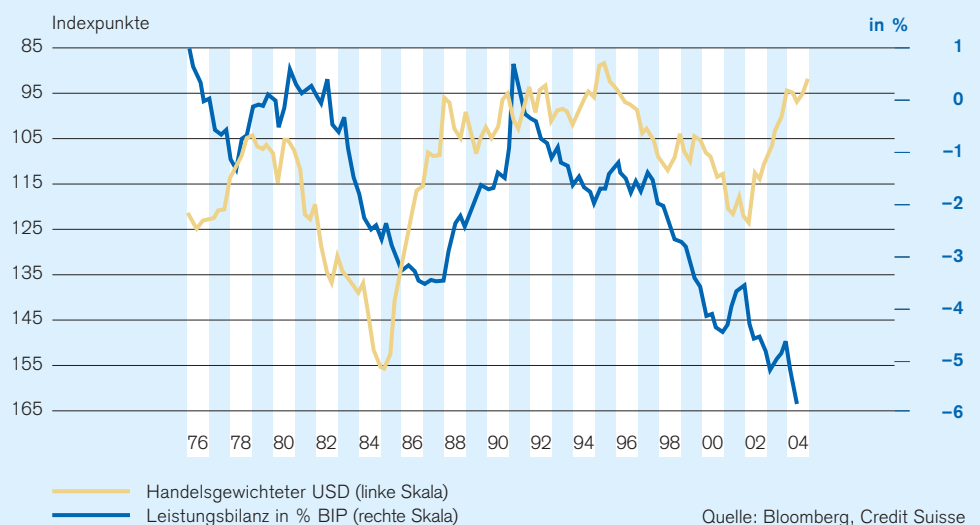
oder bald beendet sein dürfte, werden sich 2005 eher abschwächen. Das britische Pfund sowie der australische und der neuseeländische Dollar gehören in diese Kategorie. Für die Zentralbanken dürfte die Entwicklung der Wechselkurse somit auch 2005 ein wichtiger Faktor bei der Festlegung der Leitzinsen bleiben. Eine stärkere Währung wirkt inflations-, aber auch wachstumsdämpfend. Befinden sich die Länder in einer Phase hohen Wachstums, dürften die Notenbanken die Währungsstärke eher hinnehmen, als wenn die Wachstumsdynamik verhaltener ausfällt. Insbesondere für kleine exportabhängige Volkswirtschaften ist die Wechselkursentwicklung wichtig.

Wir erwarten deshalb, dass eine starke Aufwertung des Schweizer Frankens zum Euro auch in der Schweiz Zinserhöhungen der SNB weiter aufschieben dürfte. Die von uns erwartete Stärke des Frankens erfordert daher für Schweizer Investoren ein aktives Währungsmanagement.

US-Leistungsbilanzdefizit und handelsgewichteter Wechselkurs

Das US-Leistungsbilanzdefizit bleibt hoch

Die Abschwächung des US-Dollars konnte das amerikanische Leistungsbilanzdefizit im ersten Halbjahr 2004 stabilisieren. Im Verhältnis zum BIP bleibt das Defizit jedoch hoch, weshalb der US-Dollar sich handelsgewichtet weiter abschwächen dürfte.



Wenig Bewegung im Jahr 2004



Lynn Lee, Financial Products & Investment Advisory

- Wenig Dynamik und hohe Korrelationen in Aktien- und Anleihenmärkten haben 2004 auch bei Hedge Funds zu bescheidenen Renditen geführt.
- 2005 wird mehr Dynamik in Währungsmärkten und Emerging Markets erwartet; deshalb hat die Credit Suisse neue Hedge-Fund-Produkte lanciert.

2004 war ein schlechter Jahrgang für die meisten aktiv verwalteten Anlagestrategien, so auch für Hedge Funds, welche grösstenteils nur sehr bescheidene Renditen erzielen konnten. Doch auch Aktien- und Obligationenmärkte blieben weitgehend kraftlos und tendierten seitwärts, was die Möglichkeit von Renditen oberhalb der Benchmark bedeutend verringerte.

Analysten sprechen von wenig Momentum im Konjunkturzyklus wie auch an den Finanzmärkten. Während Investoren dieses Jahr über die Konjunkturaussichten weitgehend im Dunkeln gelassen wurden, liess eine allgemeine globale Erholung auf sich warten. Wachstumsprognosen bewegten sich in einem viel engeren Konsensbereich als in den Jahren zuvor, was den Spielraum für mögliche Szenarien verkleinerte. Auf den Anleihenmärkten nahmen die Kreditspannen bedeutend ab, werden im Moment jedoch als weitgehend «fair» erachtet. Zyklische Faktoren implizieren wenig Bewegung in den Kreditspannen über das nächste Jahr. Die gegenseitigen Abhän-

gigkeiten der Aktienmärkte sind so stark wie nie zuvor; dies wurde vor allem durch die Tatsache genährt, dass sich die ganze Welt auf dieselben globalen Themen konzentriert.

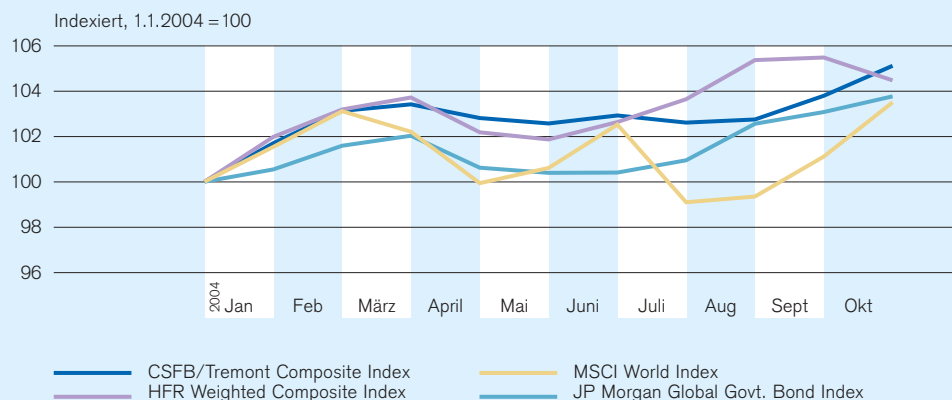
All diese Gründe trugen wesentlich zu den gesunkenen Volatilitäten bei und erstickten die Dynamik in den Märkten. In trägen Märkten ist wenig Potenzial für Fehlbewertungen vorhanden, wovon Hedge Funds jedoch grösstenteils leben.

Im nächsten Jahr werden Währungsmärkte und Emerging Markets vermutlich mehr Aktivität aufweisen. Schwankungen in diesen Märkten dürften durch makroökonomische Faktoren wie das Handelsbilanzdefizit der USA sowie durch einen möglichen Abbau der US-Devisenreserven in Asien hervorgerufen werden. Die Credit Suisse hat dementsprechend neue Hedge-Fund-Produkte lanciert: den CS Alpha Index – Emerging Markets und den CS Alpha Index – FX-Based Strategies (währungsbasierte Strategien), welche von den neuen Dynamiken in diesen Märkten profitieren können.

Hedge Funds 2004

Stillstand auf der ganzen Linie

Im Jahr 2004 zeigten sich Hedge Funds (CSFB/Tremont Composite Index und HFR Weighted Composite Index), Aktien (MSCI World Index) und Obligationen (JP Morgan Global Govt. Bond Index) weltweit wenig dynamisch.



Quelle: Bloomberg, Credit Suisse

Anlagetipp 2004

«Breite Abstützung der Alpha Indizes bewährt sich»

Der von Anlageexpertin Nicole Pauli empfohlene Credit Suisse Alpha Index «Einkommensorientiert» hat kein einfaches Jahr hinter sich. Kurz nach seiner Lancierung im April tendierte er leicht negativ. Mittlerweile hat er sich aufgefangen und sich in einem schwierigen Marktumfeld bewährt. **Interview: Daniel Huber**



«Alle Zertifikate weisen eine relativ stabile Performanceentwicklung auf.»

Nicole Pauli, Product Life Cycle Management

Bulletin Seit April hat die Credit Suisse verschiedene Zertifikate auf die Alpha Indizes lanciert. Wie hat sich Ihr Anlagetipp Credit Suisse Alpha Index «Einkommensorientiert» in dieser Zeit entwickelt?

Nicole Pauli Alle Zertifikate konnten sich angesichts des schwierigen Marktumfelds behaupten und haben insgesamt gute Resultate ausgewiesen. Und das, obwohl seit dem zweiten Quartal die Renditen von Hedge Funds unter Druck waren. Das Zertifikat Credit Suisse Alpha Index «Einkommensorientiert» tendierte jedoch kurz nach der Lancierung leicht negativ. **Wo lag das Problem?** Massgeblich dafür verantwortlich waren die Indexkomponenten mit der Strategie «Global Opportunistic». Diese setzen mehrheitlich auf Trends in verschiedenen Märkten. In Anbetracht des trendlosen Marktumfelds hatte diese Strategie einen schweren Stand. Im dritten Quartal profitierten dafür die aktienbasierten Long/Short-Strategien von der Belebung der Aktienmärkte. Die positiven Renditen der Strategien «Equity-Based» und «Quantitative» konnten die vorgängig negative Performance im dritten und zu Anfang des vierten Quartals beinahe wettmachen. Zudem erbrachten die Manager der Strategie «Distressed & Credit» seit Lancierung einen

starken Performancebeitrag, was auf die robusten Renditen im High-Yield-Segment zurückzuführen ist.

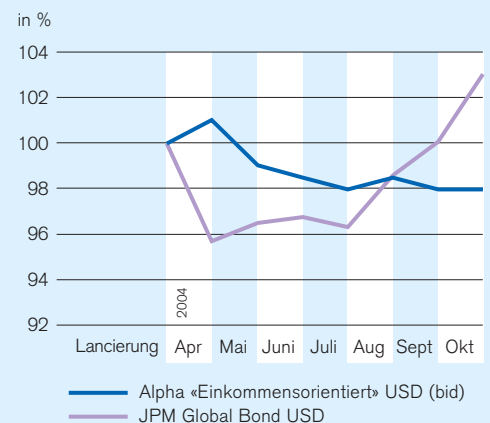
Was sind Ihrer Ansicht nach die wichtigsten Vorteile einer Investition in Alpha-Index-Zertifikate gegenüber Einzelanlagen in Hedge Funds? Unsere Zertifikate ermöglichen dem Investor sowohl die Partizipation an qualitativ hochstehenden Hedge Funds als auch eine Diversifikation seines Investments. Durch strenge Auswahlkriterien streben die Alpha-Index-Zertifikate danach, dass es sich bei der Selektion um ausgezeichnete Hedge Funds handelt. Kriterien bilden unter anderem Track Record, Anlagestrategie hinsichtlich Indextyp und Ruf des Managers. Die Profil-Indizes tragen ausserdem der Risikoneigung des Kunden Rechnung, indem sie für ein bestimmtes Risikoniveau ein bestmögliches Renditepotenzial anstreben. Betrachtet man die einzelnen Funds in den Indizes, so sind nebst den grossen, bekannten Funds auch kleinere Nischenplayer zu finden, die in lokalen Märkten aktiv sind. Dies erlaubt eine breite Abstützung auf verschiedene, wenig korrelierte Märkte und Manager. Diese Eigenschaften werden durch den Erfolg der Alpha-Index-Zertifikate im Marktumfeld der letzten Monate bestätigt. Die Zertifikate weisen alle eine seit Lancierung relativ stabile Performanceentwicklung auf mit einer Rendite-spanne per Ende Oktober von -2 bis +2 Prozent. Dies ist durchwegs ein positives Ergebnis und unterstreicht die Qualität der Produkte.

Sind noch weitere Alpha-Zertifikate geplant? Geplant sind Zertifikate auf einen reinen Stil-Index, der aus Managern zusammengesetzt ist, die Fremdwährungsstrategien (FX) anwenden. Die Indexkonstruktion erfolgt in Zusammenarbeit mit Abbey Capital Ltd.,

einer bekannten Firma, deren Geschäftsführer umfangreiche Erfahrung im Fremdwährungshandel haben. Die Lancierung von Credit Suisse Alpha Index FX wird voraussichtlich Ende Jahr stattfinden. Weiter ist fürs erste Quartal 2005 der Stil-Index «Global Opportunistic» geplant, wobei diese Strategie von globalen Trends und Verschiebungen an den internationalen Handels- und Finanzmärkten profitieren will.

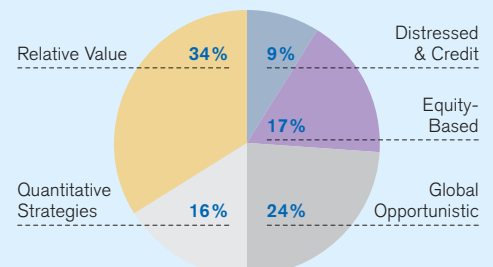
Anfangskrise aufgefangen

Der Credit Suisse Alpha Index «Einkommensorientiert» litt anfangs unter dem trendlosen Umfeld in den verschiedenen Märkten.



Allokation Oktober

Das ist die aktuelle Strategie-Allokation des Credit Suisse Alpha Index «Einkommensorientiert» per Ende Oktober.





Die Dynamik verliert an Schubkraft

Das Bruttoinlandprodukt 2004 ist deutlich höher ausgefallen als in den drei mageren Jahren zuvor. Weil etliche günstige Einflussfaktoren an Dynamik verlieren, erwarten wir für das nächste Jahr jedoch ein geringeres Wachstum als 2004. Quelle: Credit Suisse

Veränderungen in %	2002	2003	2004 E	2005 E
Bruttoinlandprodukt, real	0.3	-0.4	1.8	1.6
Privater Konsum	0.3	0.5	1.6	1.4
Staatlicher Konsum	3.2	1.4	1.5	1.5
Ausrüstungsinvestitionen	-1.1	-2.0	6.0	2.0
Bauinvestitionen	2.2	1.8	4.2	1.4
Exporte (G+D)	-0.2	0.0	4.3	3.0
Importe (G+D)	-2.8	1.4	4.2	2.6
Arbeitslosenquote in %	2.5	3.7	3.8	3.6
Konsumentenpreise	0.6	0.6	0.7	1.0

Zur Lage und zu den Perspektiven der schweizerischen Wirtschaft

Die kräftige globale Konjunkturbelebung hat die schweizerische Wirtschaft auf den Wachstumspfad zurückgebracht. Im nächsten Jahr wird die Dynamik wegen der spürbaren Verlangsamung der Weltkonjunktur nachlassen. Die Frage ist: Wie stark? **Von Alois Bischofberger, Chefökonom Credit Suisse Group**

Der zündende Funke wurde im zweiten Halbjahr 2003 von der Auslandsnachfrage gelegt. Im Laufe dieses Jahres gesellten sich auch stärkere binnenwirtschaftliche Impulse hinzu. In der Folge dürfte die Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts (BIP) 2004 mit 1,8 Prozent deutlich höher ausfallen als in den drei vorangegangenen, mageren Wirtschaftsjahren. Für 2005 rechnen wir mit einem etwas geringeren Zuwachs von 1,6 Prozent.

Exportindustrie gut gerüstet

Die schweizerische Exportindustrie ist für die Nachfragesteigerung aus dem Ausland gut gerüstet. Sie verfügt über freie Kapazitäten und hat mit Rationalisierungsinvestitionen ihre Effizienz und Wettbewerbsfähigkeit gesteigert. Zudem nahm sie frühzeitig die aufstrebenden Volkswirtschaften als viel versprechende Absatzmärkte ins Visier. Der Wechselkurs zum Euro wirkt seit dem Frühjahr 2003 unterstützend.

Die Exporte spiegeln die unterschiedliche Verteilung der globalen Wachstumskräfte wider. Entsprechend fielen sie in den Ländern der «alten» EU (EU-15) aufs Ganze gesehen unterdurchschnittlich aus. Ins Gewicht fällt vor allem die relativ schwache Nachfrage unseres wichtigsten Handelspartners, Deutschland, der 21 Prozent unserer Ausfuhren aufnimmt. Bei einem nominellen Anstieg der Warenexporte um 8,5 Prozent in den ersten zehn Monaten 2004 nahmen die Lieferungen in unser nördliches Nachbarland um lediglich 4,2 Prozent zu. Dagegen legten die Exporte in die aufstrebenden Volkswirtschaften mit 15,5 Prozent überdurchschnittlich zu. Am Auftrieb partizipiert nun auch die Investitionsgüterindustrie, die sich einer starken Position auf den Weltmärkten erfreut.



«2005 investieren die Unternehmen wieder zurückhaltender.»

Alois Bischofberger, Chefökonom Credit Suisse Group

Das kommenden Jahr konfrontiert die exportorientierten Unternehmen mit etwas schwierigeren Marktverhältnissen. Die starke globale Investitionstätigkeit der letzten Quartale wird nachlassen. Sie ist aber keineswegs abgeschlossen. Die für die schweizerische Konsumgüterindustrie wichtigen Märkte mit aufstrebender Mittelschicht und steigender Kaufkraft werden verlangsamt wachsen. Da wir im Zwölfmonatshorizont eine Aufwertung des Frankens gegenüber Euro und US-Dollar erwarten, wird die wechselkursseitige Unterstützung der Exporttätigkeit fehlen.

Aus diesen Gründen prognostizieren wir eine Zunahme der realen Exporte von Gütern und Dienstleistungen um 4,3 Prozent in diesem und von 3,0 Prozent im nächsten Jahr.

Wirtschaft investiert

Die Ausrüstungsinvestitionen der Wirtschaft waren während der konjunkturellen Durst-

strecke 2001 bis 2003 mit einem realen Rückgang um insgesamt 6,0 Prozent die schwächste Komponente des BIP. Rückläufige Gewinne, getrübbte Ertragsaussichten, Überkapazitäten und Vertrauensdefizite waren die wichtigsten Gründe dafür.

Inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Zahlreiche Unternehmen erwirtschaften nun höhere Gewinne. Die Nachfragebelegung erleichtert die Überwälzung von Kostensteigerungen auf die Preise der Zwischen- und Endprodukte, und im Aussenhandel steigen die Ausfuhrpreise seit einem Jahr stärker als die Importpreise. Damit verbessern sich die Ertragsmargen der exportorientierten Firmen. Zudem stieg die Kapazitätsauslastung von 80,0 Prozent im vierten Quartal 2003 auf 84,5 Prozent im zweiten Quartal 2004. Neben Ersatz- und Rationalisierungsinvestitionen werden nun in einigen Industrien vermehrt auch Erweiterungsinvestitionen vorgenommen. Schliesslich sind die Zinsen immer noch tief, was Investitionsentscheide erleichtert.

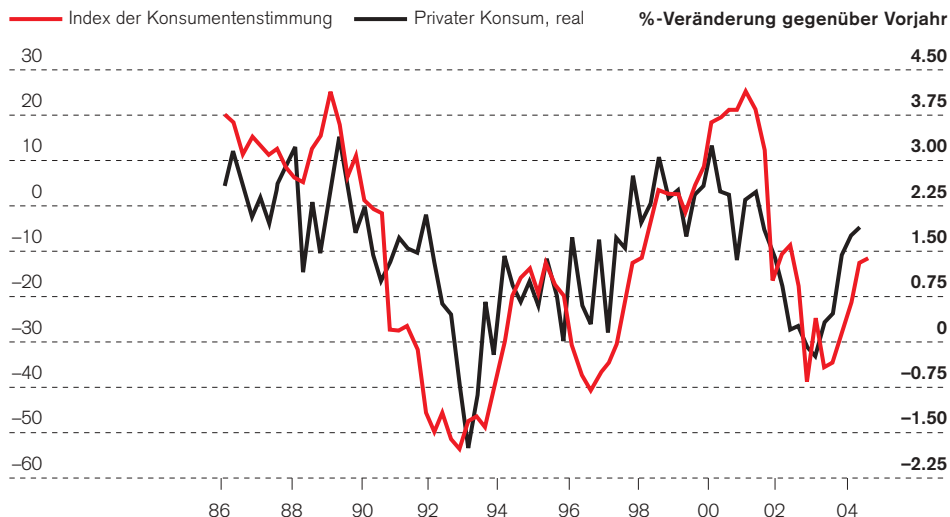
Diese günstigen Einflussfaktoren werden 2005 an Wirkungskraft einbüßen. Kostensteigerungen werden auf die Gewinne drücken, vorhandener Investitionsstau sollte sich auflösen, und die schwächere Weltkonjunktur wird auch bei uns die Investitionsneigung dämpfen. Wir gehen deshalb von einer Verlangsamung der unternehmerischen Investitionstätigkeit aus und rechnen mit einem realen Zuwachs um rund 6,0 Prozent 2004 und um rund 2,0 Prozent 2005.

Bauindustrie überrascht

Ein ähnliches Verlaufsmuster sehen wir bei den Bauinvestitionen, die im laufenden Jahr auf das Ganze gesehen positiv überraschen. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Sparten der Bautätigkeit sind allerdings

Konsumentenstimmung und privater Konsum

Konsumentenstimmung und Konsumausgaben trotzten der wirtschaftlich getrüben Lage der letzten Jahre und haben damit einen ausgleichenden und stabilisierenden Einfluss auf die Schweizer Konjunktur gehabt. Quelle: Credit Suisse



erheblich. Die reale Zunahme sollte sich von 4,2 Prozent in diesem auf 1,4 Prozent im nächsten Jahr verlangsamen. Diese Erwartung resultiert aus dem Zusammenspiel

folgender Kräfte: Der Wohnungsbau expandiert kräftig, wobei regional erste Überhitzungserscheinungen sichtbar werden. 2005 dürften die Wachstumsraten im Wohnungs-

bau niedriger ausfallen als 2004, aber immer noch deutlich positiv sein. Völlig anders präsentieren sich die Rahmenbedingungen im kommerziellen Bau. Die Überkapazitäten im Büroflächenmarkt werden in den kommenden Jahren nur geringfügig abgebaut werden.

Der öffentliche Hochbau wird im kommenden Jahr die knappen öffentlichen Finanzen und Sparprogramme von Bund, Kantonen und Gemeinden verstärkt zu spüren bekommen. Der öffentliche Tiefbau leistet mit seinen grossen Infrastrukturprojekten einen stetigen, aber nicht dynamisierenden Beitrag zur Baukonjunktur.

Konsum und Arbeitsmarkt bewegen sich

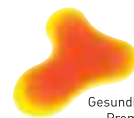
Der Konsum der privaten Haushalte und der öffentlichen Hand hat in den vorangegangenen drei schwierigen Jahren einen stabilisierenden Einfluss auf die Konjunktur ausgeübt und dürfte diese Rolle auch 2004 und 2005 spielen. Trotz Arbeitsplatzsorgen und turbulenter Finanzmärkte verhielten sich die Konsumenten nüchtern und weiteten ihre Verbrauchsausgaben – wenn auch lang-

ANZEIGE

Boldy-Mass-Index [...] der [zu engl. body mass = Körpermass] (Med.): Mass für das Verhältnis von Körpergewicht zu Körpergrösse beim Menschen; ist häufig verwendete Grösse zur Kategorisierung von Untergewicht/Normalgewicht/Übergewicht; berechnet sich aus dem tatsächlichen Körpergewicht, geteilt durch das Quadrat der Körperlänge in Metern. Bsp.: «Seit ich weiss, dass ich neben dem SMI auch den BMI beobachten muss, sind meine Gesundheitsaktien gestiegen.» Rund 200 Projekte von Gesundheitsförderung Schweiz sorgen dafür, dass immer mehr Menschen nicht nur ihren BMI kennen, sondern ihn auch auf dem idealen Wert (18,5 bis 25) halten; vgl. -> www.actiond.ch, ein Projekt, das von Gesundheitsförderung Schweiz ermöglicht wird.

Gemeinsam Chancen schaffen.

Informationen unter www.gesundheitsfoerderung.ch



Gesundheitsförderung Schweiz
Promotion Santé Suisse
Promozione Salute Svizzera

samer – aus. Allerdings schränkt die Kaufkraftabschöpfung durch höhere öffentliche Tarife und steigende Krankenkassenprämien die Wahlmöglichkeiten der Konsumenten zunehmend ein.

In diesem Jahr werden ein leichter Anstieg der Reallöhne, die tiefen Zinsen sowie eine etwas zuversichtlichere Beurteilung der Arbeitsplatz- und Einkommenssicherheit zu einem Anstieg des realen privaten Konsums um 1,6 Prozent führen, nachdem die Zuwachsrate 2003 0,5 Prozent betragen hat.

2005 sollte die Wachstumsrate mit 1,4 Prozent geringfügig darunter liegen. Bremsende Einflüsse werden vom nur langsamen Rückgang der Arbeitslosenquote, der geringen Beschäftigungszunahme und anhaltenden Diskussionen um die Sicherheit der Altersvorsorge ausgehen. Auch die in vielen Industrieländern wachsenden Ängste vor einer Auslagerung der Produktion in kostengünstigere Emerging Markets kann die Konsumentenstimmung in unserem Land trüben.

Im Schweizer Arbeitsmarkt finden sich grosse regionale, branchenmässige und qualifikatorische Unterschiede. Der Mangel an Fachkräften ist in verschiedenen Branchen ausgeprägt. Dazu zählen Informatik und Kommunikation, das Ingenieurwesen, Maschinenbau und Biotechnologie, aber auch die Finanzdienstleistungen und der Beratungs-

bereich. Im Jahresdurchschnitt rechnen wir mit einer Arbeitslosenquote von 3,8 Prozent; 2005 dürfte sie dann im Schnitt 3,6 Prozent betragen.

Keine Gefahr für Preisstabilität

Spiegelbildlich zur Erstarkung der Binnen-nachfrage gewinnen die schweizerischen Importe an Dynamik. Sie haben 2003 um nur 1,4 Prozent zugenommen und dürften 2004 um 4,2 Prozent zulegen. Im nächsten Jahr werden sie den niedrigeren Wachstumsraten bei Konsum und Investitionen Tribut zollen und unseren Schätzungen zufolge real um 2,6 Prozent wachsen.

Der Verlauf des Purchasing Managers Index (PMI) stützt die geschilderte Sicht der Dinge. Er zeigte im vergangenen Jahr das Ende der Stagnation an und signalisiert jetzt nach einem kräftigen Anstieg eine Verlangsamung der Wachstumsdynamik in der Industrie.

Im Lichte dieser Tendenzen und angesichts von Lohnzuwächsen, die die Produktivitätsgewinne nicht übersteigen sollten, besteht trotz höherer Energiepreise keine Gefahr für die Preisstabilität. Der sich intensivierende internationale und verstärkt auch nationale Wettbewerb auf den Gütermärkten drückt auf die Warenpreise. Teuerungsdämpfende Auswirkungen werden im nächsten Jahr zudem von der erwarteten Aufwertung des Frankens ausgehen.

Preissteigernd wirken vor allem die Tarifierhöhungen bei öffentlichen Dienstleistungen und der Anstieg des Mietpreisindex auf Grund der Wohnungsknappheit in zahlreichen Regionen und höherer Hypothekarzinsen.

Zinsen und Renditen

Diese Erwartungen veranlassen uns zu einer Inflationsprognose von 0,7 Prozent im laufenden und von 1,0 Prozent im nächsten Jahr. Damit liegt die Teuerungsrate etwa in der Mitte des von der SNB als Preisstabilität definierten Bandes von 0 bis 2 Prozent.

Vor diesem Hintergrund dürfte die SNB ihre Politik der Normalisierung des kurzfristigen Zinsniveaus fortsetzen und im Jahreshorizont den Dreimonats-Liborsatz von heute 0,75 Prozent auf höchstens 1,5 Prozent anheben. Ob nachher weitere Zinsschritte nötig sein werden, wird von den konjunkturellen Rahmenbedingungen und vom Wechselkurs des Frankens im Herbst 2005 abhängen.

Da die Kapitalmarktrenditen nur sehr geringfügig steigen dürften, wird die Zinsertragskurve 2005 flacher sein als heute. Am grundsätzlich expansiven, konjunkturstützenden Kurs der Geldpolitik sollte sich im kommenden Jahr nichts ändern.

Alois Bischofberger

Tel. 01 333 61 26, alois.bischofberger@credit-suisse.com

Die Standortqualität bleibt das A & O

Wenn die neusten Zahlen zum Wachstum des Bruttoinlandproduktes veröffentlicht werden, geht etwas gern vergessen: Die Schweiz ist zwar ein kleines Land, die Unterschiede zwischen einzelnen Standorten sind jedoch eklatant. **Von Fredy Hasenmaile, Economic & Policy Consulting**

Nicht alle Regionen der Schweiz ticken gleich! So ist die Schwyzer Region March/Höfe am oberen Zürichsee seit 1990 mit über 12 000 zusätzlichen Einwohnern um die Grösse einer Kleinstadt gewachsen. Derweil bekunden verschiedene Regionen des Jurabogens Mühe, ihren Bevölkerungsstand überhaupt zu halten. Ähnliche Unterschiede finden sich auf der wirtschaftlichen Land-

karte der Schweiz. In der Periode von 1998 bis 2002 fiel beispielsweise das Haushaltseinkommen pro Kopf im Kanton Zug jedes Jahr um über vier Prozent höher aus als im Tessin.

Zahlreiche Faktoren führen zu Unterschieden

Worauf sind diese erheblichen Unterschiede zurückzuführen? Hier spielen letztlich viele

Faktoren eine Rolle. Einige davon, wie Lage und Topografie, sind unveränderlich. Andere Faktoren haben sich über lange Zeit herausgebildet und sowohl die Mentalität der Bürger wie auch die politische Organisation geformt. So herrschen zwei verschiedene Arten von Staatsverständnis im Osten und im Westen unseres Landes, was in der unterschiedlichen Höhe der Staatsschuld und

im Niveau der öffentlichen Leistungen zum Ausdruck kommt.

Der Föderalismus bildet eine weitere Quelle für unterschiedliche Entwicklungen. Er belässt den Kantonen und Gemeinden einen hohen gesetzgeberischen Handlungsspielraum. Die dadurch geschaffenen Rahmenbedingungen zählen zu den gestaltbaren Faktoren und äussern sich letztlich in der Standortqualität. Selbstredend schlägt eine neue Unternehmung ihre Zelte dort auf, wo die Standortbedingungen für sie am besten sind. Genauso ziehen auch Privatpersonen Standortüberlegungen bei ihrer Wohnortwahl ins Kalkül ein. Nun mag man die Bedeutung der Anzahl der Unternehmensgründungen anzweifeln. Doch in Tat und Wahrheit sind 2002 in der Schweiz über 10 000 Unternehmen neu entstanden. In etwa ähnlicher Grössenordnung bewegt sich die Anzahl der Firmen, die vom Markt verschwinden, was letztlich heisst, dass sich

die Unternehmenslandschaft alle 31 Jahre erneuert – und dass die geografische Verteilung der Unternehmen in der Schweiz durchaus in Bewegung ist.

Harte Fakten sagen mehr

Wie will man nun aber Standortqualität messen? Um entsprechende Daten für die ganze Schweiz berechnen zu können, müssen die Basisdaten flächendeckend verfügbar sein. Zudem müssen die berücksichtigten Faktoren aus Unternehmenssicht relevant sein. Versetzen Sie sich in die Lage eines Unternehmers. Was wären Ihre Entscheidungskriterien? Aus Befragungen von Unternehmen gehen regelmässig folgende Nennungen hervor: Bevorzugt werden ein grosses und gut ausgebildetes Arbeitskräftepotenzial, möglichst geringe Kosten, intakte Infrastrukturen und ein attraktives Büro- und Gewerbeflächenangebot. Zuweilen taucht auch die Lebensqualität als ernst

Standortqualitätsindikator (SQI)

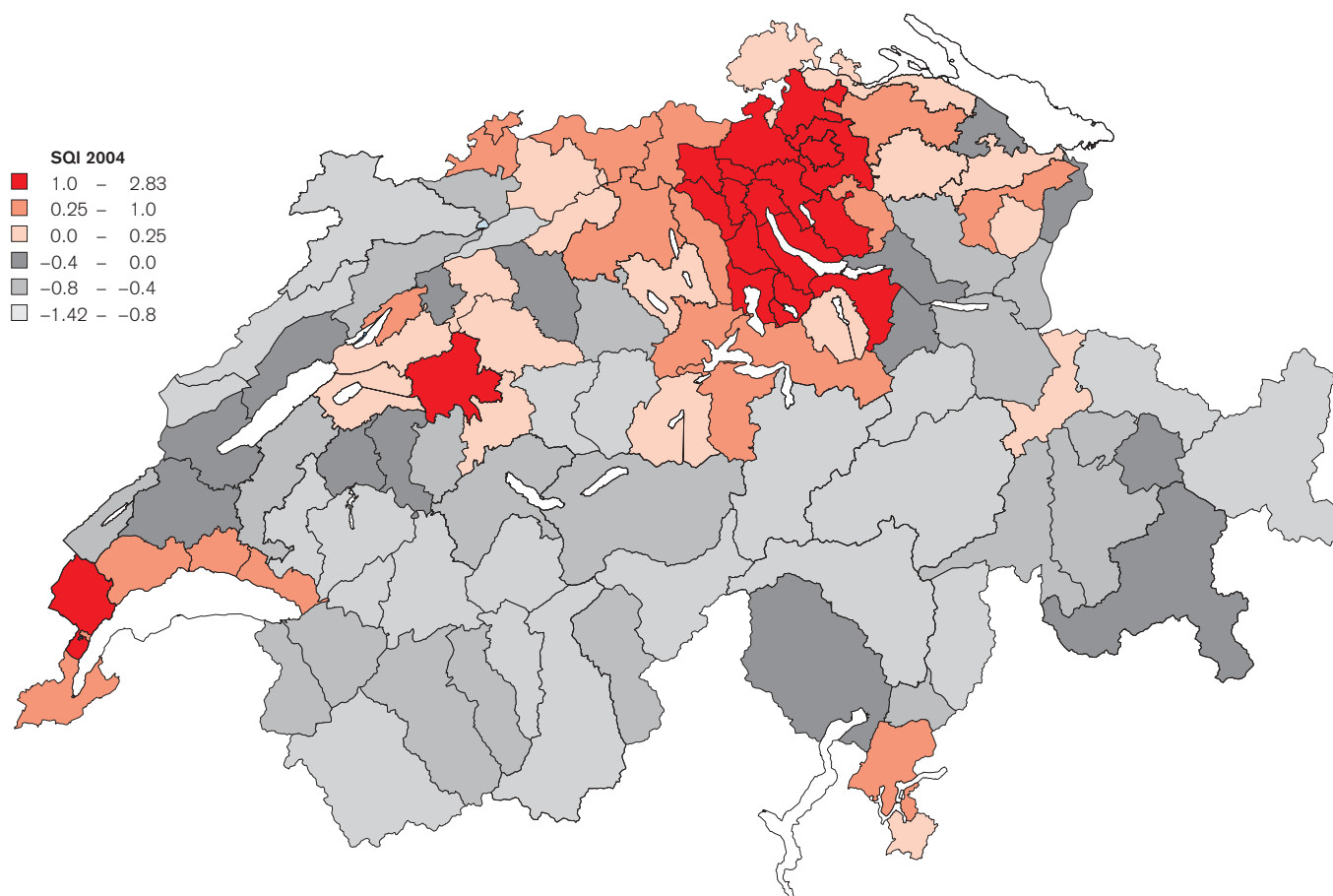
Der SQI ist bezüglich Tiefe der erhobenen Daten und Breite der geografischen Abdeckung einzigartig. Für jede der knapp 2900 Schweizer Gemeinden werden die nachstehenden Standortfaktoren aus einer Vielzahl von Daten in Form von Teilindikatoren errechnet und zu einer einzigen Grösse verdichtet, die der Standortqualität entspricht. Eingang finden:

- Steuerbelastung der natürlichen Personen
- Steuerbelastung der juristischen Personen
- Ausbildungsstand der Bevölkerung
- Verfügbarkeit von hoch qualifizierten Arbeitskräften
- Verkehrstechnische Erreichbarkeit

zu nehmendes Kriterium auf. Diese Grösse weist jedoch eine Tücke auf. Da es sich um ein subjektives Empfinden handelt, kann sie nicht aus objektiven Basisdaten errechnet werden. Der Umweg über direkte Befra-

Die Wirtschaftskraft attraktiver Regionen zahlt sich auch für die Nachbarn aus

Die Vielzahl der erhobenen Daten wird für jede der 2900 Schweizer Gemeinden zu einem einzigen Standortqualitätsindikator verdichtet. Das hier wiedergegebene Resultat zeigt vor allem die hohe Standortqualität der Zentren und zentrumsnahen Regionen und den Spillover-Effekt, den diese Standortqualität auf die Nachbarregionen ausübt. Quelle: Credit Suisse



gungen führt meist zu einer Pattsituation. Für den Walliser ist die höchste Lebensqualität natürlich am Fuss des Matterhorns, für den Thurgauer am Ufer des Bodensees und für den Jurassier in den Freibergen zu orten. Wer hat nun Recht? Man beschränkt sich bei der Auswahl der Faktoren daher auf solche, denen kein Werturteil zugrunde liegt (siehe Erklärung auf Seite 56).

Regionen aussagekräftiger als Kantone

Wird die Standortqualität auf Ebene der Kantone ausgewiesen, erzielt der Kanton Zug das beste Resultat. Die Kantone Zürich und Nidwalden folgen mit respektablem Abstand auf dem zweiten respektive dritten Rang. Am Ende der Rangliste stehen die Kantone Wallis, Uri und Jura. Grundsätzlich stellt die kantonale Ebene aber eine suboptimale Einheit dar, da Qualitätsunterschiede auf der regionalen Ebene deutlicher zum Ausdruck kommen. Diese Erkenntnis deckt sich mit der Beobachtung, dass in der Schweiz regionale Wirtschaftsförderer wie Pilze aus dem Boden schießen und zumeist nicht den eigenen Kanton, sondern die Region vermarkten. Der Wettbewerb um die Standortgunst findet demnach eher zwischen Wirtschaftsregionen als zwischen Kantonen oder Gemeinden statt. Dies relativiert die Kantons Grenzen und zeigt gleichzeitig die Grenzen des helvetischen Föderalismus auf.

Standortqualität der Zentren ist augenfällig

Die Ergebnisse zeigen eine sehr ungleiche Verteilung der Standortgunst in der Schweiz. Die hohe Standortqualität der Zentren und



«Der Markt sorgt
über den Preis für
einen Ausgleich.»

Fredy Hasenmaile, Economic & Policy Consulting

zenturnahen Regionen ist augenfällig. Dass die Standortqualität auch innerhalb eines Kantons stark variieren kann, lässt sich in den Kantonen Bern, Luzern oder auch St. Gallen deutlich erkennen. Beispielsweise fällt die Standortqualität des Toggenburgs im Kanton St. Gallen steil ab gegenüber dem wirtschaftlichen Zentrum des Kantons. Ebensolches lässt sich für das luzernische Entlebuch oder das benachbarte bernische Emmental beobachten.

Auch die Nachbarn profitieren

Weiter fällt auf, dass die an die Zentren angrenzenden Regionen vielfach über eine vergleichsweise hohe Standortqualität ver-

fügen, was auf Spillover-Effekte schliessen lässt. Darunter werden Nutzengewinne verstanden, die sich aus der Nachbarschaft zu dynamischen Regionen ergeben und der betreffenden Region quasi in den Schoß fallen. Dies eröffnet einigen Regionen die Chance, mittels gezielter Massnahmen Anschluss an die Zonen mit überdurchschnittlicher Standortgunst zu finden. Im Grossraum Zürich hat dies bereits zur Bildung eines zusammenhängenden Gebildes von überdurchschnittlicher Standortgunst geführt, das vom Bodensee bis nach Basel und tief in die Innerschweiz hinein reicht.

Preis sorgt für Ausgleich

Höhere Qualität äussert sich in höheren Preisen. Dieses Marktgesetz besitzt auch in Bezug auf die Standortqualität Gültigkeit. Eine vergleichbare Gewerbefläche kostet daher in Regionen mit tiefer Standortgunst etwa ein Viertel dessen, was in den Zentren zu bezahlen ist. Gott sei Dank!, ist man geneigt auszurufen, sorgt der Markt über den Preis für einen Ausgleich. Auch er ist letztlich ein Kriterium, das bei der Standortwahl ins Kalkül eingeht. Er ist die Trumpfkarte der Randregionen und verhindert eine zu starke Konzentration der wirtschaftlichen Tätigkeit.

Fredy Hasenmaile

Tel. 01 333 77 36, fredy.hasenmaile@credit-suisse.com

Dynamik der Schweizer Branchen

Der Aufschwung ist da! Doch wo genau findet er statt? Um die Triebkräfte des konjunkturellen Aufschwungs zu identifizieren, ist ein Einblick in die Dynamik der wichtigsten Schweizer Branchen unerlässlich. **Von Elke Hanschel, Economic & Policy Consulting**

Die Impulse für das Schweizer Wirtschaftswachstum gingen Ende 2003 und Anfang 2004 zunächst von der Exportindustrie aus, die von einer günstigen Auslandskonjunktur profitierte. Insbesondere die Exporte der

Metallindustrie, der Präzisionsinstrumente, inklusive der Uhrenindustrie, und der Chemie- und Pharmabranche zeigten deutlich steigende Tendenzen auf. Später gesellten sich mit der Maschinenindustrie, der Elek-

tronik und der Elektrotechnik weitere wichtige Exportbranchen hinzu. Im Verlauf des zweiten Quartals 2004 sprang dann der Funke auf die Binnenwirtschaft über. Das für 2004 prognostizierte Wachstum des Schwei-

zer Bruttoinlandsprodukts (BIP) kommt nun aller Wahrscheinlichkeit nach bei etwa 1,8 Prozent zu liegen.

Die grösste Branche gemessen an der nominalen Bruttowertschöpfung ist der Bankensektor, der ein tragender Pfeiler der Schweizer Wirtschaft ist. Die Banken erzielten im Jahr 2004 eine Bruttowertschöpfung von schätzungsweise 45 Milliarden Franken, was einem BIP-Anteil von mehr als zehn Prozent entspricht (siehe Grafik). Die Bruttowertschöpfung misst den Wert der hergestellten Güter und Dienstleistungen einer Branche abzüglich allfälliger bezogener Vorleistungen aus anderen Branchen. Die Wertschöpfung wird hier als absolutes Grössenmass verwendet. Sie sagt jedoch nichts über die Produktivität der einzelnen Branchen



«Banken sind tragende Pfeiler der Schweizer Wirtschaft.»

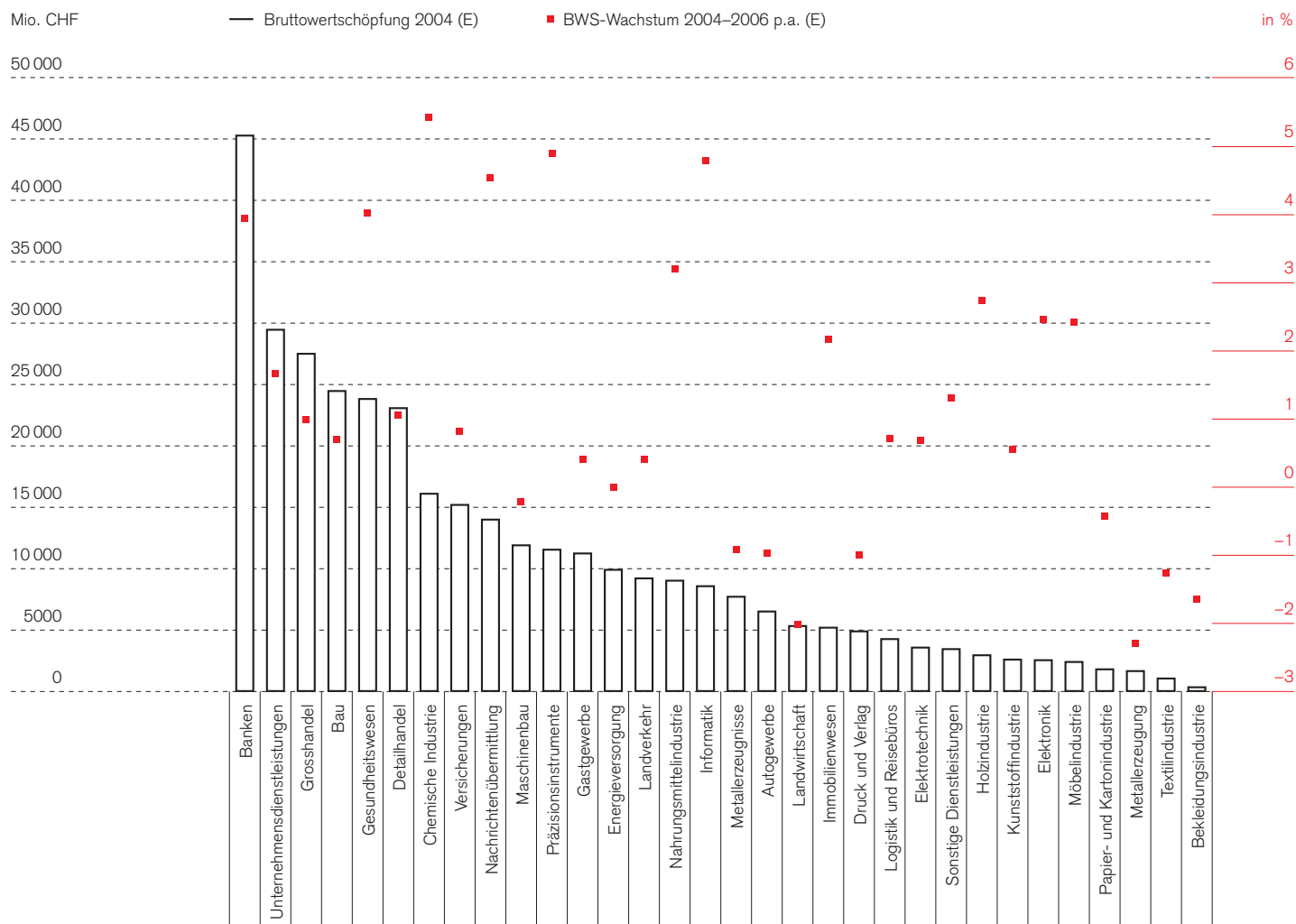
Elke Hanschel, Economic & Policy Consulting

aus. Zweitgrösste Branche der Schweiz sind die Unternehmensdienstleistungen mit einer Wertschöpfung von 30 Milliarden Franken (sieben Prozent). Die Unternehmensdienstleistungen gehören zu den Branchen, die im letzten Jahrzehnt relativ viele neue Stellen geschaffen haben. An dritter Stelle steht der Grosshandel mit einer Bruttowertschöpfung von 28 Milliarden Franken (sechs Prozent). An vierter Stelle folgt die Baubranche mit 25 Milliarden Franken (etwas mehr als fünf Prozent) und an fünfter Stelle folgt schliesslich das Gesundheitswesen mit 24 Milliarden Franken (fünf Prozent).

Betrachtet man die Exportbranchen, die zu Beginn des jetzigen Aufschwungs eine wichtige Triebkraft waren, so ergibt sich ein anderes Branchenbild der Schweiz: Die

Innovationskraft der Branche ist wichtig für Wachstum

Hightechbranchen wie Präzisionsinstrumente, die chemische Industrie sowie einzelne Branchen im Dienstleistungssektor (IT-Branche) und das Gesundheitswesen lassen auf hohe Wachstumsraten hoffen. Quelle: Credit Suisse



stärksten Exportbranchen in Bezug auf die gesamten Waren- und Dienstleistungsausfuhr sind in der Industrie angesiedelt und liegen punkto Bruttowertschöpfung nicht auf den Spitzenrängen. Chemie/Pharma ist die stärkste Exportbranche mit einem Anteil von rund einem Viertel an den totalen Güter- und Dienstleistungsausfuhr. Danach kommen die Maschinenindustrie mit einem Anteil von 13 Prozent und die Präzisionsinstrumente (inklusive Uhren) mit einem ähnlich hohen Anteil. Erst auf den Rängen vier und fünf folgen Dienstleistungsbranchen. Der Tourismus und die Banken (hier wurden die Bankkommissionen als Grösse für die Ausfuhr herangezogen) verfügen über einen Exportanteil von je etwa sieben Prozent.

Gute Aussichten für drei Branchen

Für welche Branchen dürfen also in den nächsten Jahren überdurchschnittliche Wachstumsraten erwartet werden? Unsere Schätzungen beziehen sich auf die Jahre 2004 bis 2006 (die prognostizierten jährlichen Veränderungsraten der Bruttowertschöpfung finden sich in unserer Grafik auf Seite 58). Demnach sollten erstens innovative Hightechbranchen mit einer hohen Exportorientierung ihre Bruttowertschöpfung in den nächsten Jahren überdurchschnittlich steigern können. Dazu gehört die Branche der Präzisionsinstrumente (unter anderem sind das Medizintechnik und Uhren), deren Absatzmärkte im Ausland weiterhin wachsen dürften, sowie die Chemie/Pharma-Branche, die mit ihren Produkten aus dem Life-Science-Bereich und der Spezialitätenchemie international über eine gute Position verfügt. Zweitens setzen wir auf einzelne Branchen im Dienstleistungssektor, denen wir ein gutes Wachstumspotenzial beimessen. Die Informatik ist hierfür ein gutes Beispiel. Nach mehreren Jahren mit gekürzten Informatikbudgets besteht bei vielen Schweizer Firmen ein Nachholbedarf.

Überdurchschnittliche Wachstumsraten sehen wir schliesslich auch im Gesundheitswesen. Die demografische Entwicklung lässt Alterserscheinungen und Krankheiten auf Grund falscher Ernährung sowie Bewegungsmangel in Zukunft vermehrt auftreten und damit Einfluss auf die Gesundheitsausgaben nehmen.

Elke Hanschel

Tel. 01 333 37 45, elke.hanschel@credit-suisse.com

Geniessen Sie ungebundene Bewegungsfreiheit.



Holen Sie sich das **littlebit Razor Z81** WLAN-Notebook mit Intel® Centrino™ Mobiltechnologie und schicken Sie Freunden e-Mails, Instant-Messages, Fotos oder MP3-Dateien vom nächsten Wi-Fi*-Hotspot aus.



littlebit



www.littlebit.ch Littlebit Technology AG, Bösch 83, 6331 Hünenberg

Intel, Intel logo, Intel Inside, Intel Inside logo, Intel Centrino, Intel Centrino logo, Centrino, Intel Atom, Intel SpeedStep, Xeon, Pentium, and Pentium II Atom are trademarks or registered trademarks of Intel Corporation or its subsidiaries in the United States and other countries.

Krebsforschung macht Fortschritte

Im Bereich der Krebsmedikamente läuft die Forschung in den Schweizer Pharmaunternehmen auf Hochtouren. Das beginnt sich für Patienten und Unternehmen auszuzahlen. Von Luís Correia, Equity Research

In der Vergangenheit bedeutete eine Krebsdiagnose eine Verkürzung der Lebenserwartung und den Anfang eines Behandlungswegs mit Medikamenten und allen damit verbundenen Nebenwirkungen. Obwohl das oberste Ziel, Krebs heilen zu können, vermutlich immer noch in weiter Ferne liegt, bestehen bei einigen Krebsarten realistische Erwartungen, dass diese den Verlauf einer chronischen Erkrankung nehmen. Bei anderen Typen darf zumindest auf eine höhere Lebenserwartung und eine bessere Lebensqualität gehofft werden. Denn die Pharmaunternehmen haben sich in den letzten zehn Jahren stark auf die Krebsforschung konzentriert. Dabei spielen die Schweizer Gesellschaften Novartis und Roche – unterstützt

«Für neue Medikamente können hohe Preise verlangt werden.»

Luís Correia, Equity Research

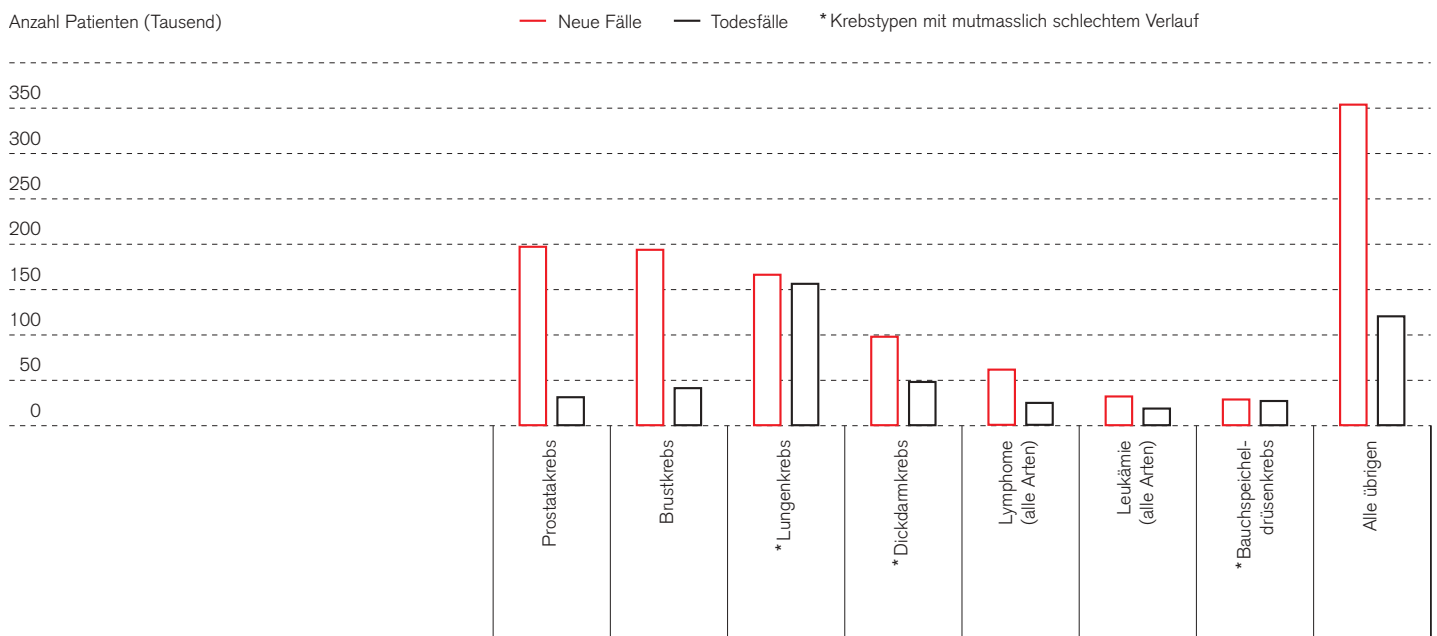
durch ihre weitreichenden Partnerschaften – eine zentrale Rolle.

Nach Herzkrankheiten ist Krebs heute die zweithäufigste Todesursache in der westlichen Welt. Zum einen ist die Patientenzahl gross und zum anderen besteht noch ein hoher ungedeckter medizinischer Bedarf. Hier ergibt sich ein interessantes

Tätigkeitsgebiet für die Pharmaunternehmen. Wegen des hohen noch ungedeckten Bedarfs glauben die Gesellschaften, dass es sich selbst dann lohnt, ein Medikament auf den Markt zu bringen, wenn dieses nur einen kleinen Fortschritt bringt. In der Regel tolerieren die Aufsichtsbehörden bei einem Krebsmedikament mehr Nebenwirkungen, weil es hier weniger Behandlungsmöglichkeiten gibt als in anderen Therapiebereichen, wo die etablierten Medikamente weniger Nebenwirkungen verursachen (zum Beispiel bei Magengeschwüren). Für neue Krebsmedikamente können zudem hohe Preise verlangt werden, die die Kostenträger im Gesundheitswesen bis heute auch zu zahlen bereit waren.

Bei den schlimmsten Krebsarten wächst die Hoffnung auf Linderung

Nach wie vor weisen Lungen-, Darm- und Bauchspeicheldrüsenkrebs sehr schlechte Prognosen auf. Genau bei diesen Krebsarten läuft die Forschung auf Hochtouren; bereits sind einige Produkte auf dem Markt, die helfen, die Lebensdauer zu verlängern. Quelle: American Cancer Society 2001



Wir schätzen, dass sich der Markt für Krebsmedikamente 2003 auf 20 Milliarden US-Dollar belief und mit jährlichen Zuwachsraten von zehn Prozent auf 39 Milliarden US-Dollar im Jahr 2010 zulegen sollte. Dies ist höher als das für diesen Zeitraum erwartete Marktwachstum von sieben bis acht Prozent. Das Gesamtwachstum des Marktes für Krebsmedikamente wird allerdings durch die Auswirkungen von Patentverlusten bei älteren Produkten verdeckt. Von innovativen Krebsmedikamenten ist offensichtlich ein bedeutend schnelleres Wachstum zu erwarten, und Novartis und Roche sind gerade in diesem Bereich besonders stark. Krebs ist das wichtigste Geschäftsfeld von Roche (35 Prozent des Umsatzes) und das zweitgrösste von Novartis (22 Prozent des Umsatzes). Beide Gesellschaften zählen neben Amgen, Sanofi-Aventis und AstraZeneca zu den führenden fünf Anbietern von Krebsmedikamenten.

Bedeutende neue Therapien

Die Grafik auf Seite 60 zeigt die Neuerkrankungen und die Sterblichkeitsrate bei verschiedenen Krebsarten. Daraus geht hervor, dass innerhalb der zahlenmässig bedeutenden Krebsarten Lungen-, Darm- und Bauchspeicheldrüsenkrebs die schlechtesten Prognosen aufweisen.

Interessanterweise werden genau diese Krebsarten am stärksten von den kürzlich eingeführten neuen Produkten profitieren, bei denen belegt wurde, dass sie zu einer Verlängerung der Lebensdauer der Patienten beitragen. Im Bereich Darmkrebs ist Eloxatin (Sanofi-Aventis) vor zwei Jahren auch in den USA eingeführt worden, nachdem es in Europa bereits 1998 auf den Markt gekommen war. Avastin (Genentech/Roche) und Erbitux (BristolMyersSquibb/Imclone/Merck KGAA) wurden 2004 in den USA eingeführt und sollten im nächsten Jahr auch in Europa erhältlich sein. Im Bereich Lungenkrebs konnten Roche und ihre Partner Genentech und OSI mit dem neuartigen Medikament Tarceva einen Überlebensvorteil belegen, während Eli Lilly Alimta eingeführt hat. Für die Wissenschaft war der Überlebensvorteil auch deshalb von besonderem Interesse, weil neue Wirkungsmechanismen wie die Unterbrechung der Blutzufuhr zum Tumor oder die Hemmung des Tumorwachstums bestätigt wurden.

Neue Krebsmedikamente aus Schweizer Labors

Die Schweizer Pharmariesen ruhen nicht auf ihren Lorbeeren aus. Das Portfolio der Medikamente, die von Roche und Novartis verkauft oder noch entwickelt werden, zeigt, dass die Innovationsquelle noch lange nicht am Versiegen ist. Mehrere neue Produkte befinden sich in den Phasen II und III der klinischen Entwicklung. Quelle: Novartis, Roche

Roche		
Produkt	Indikation/Krebsart	Markteinführung
MabThera	Non-Hodgkin-Lymphom	1997
Herceptin	Brustkrebs	1998
Xeloda	Brust- und Darmkrebsmetastasen	1998
Avastin	Darmkrebs	2004
Tarceva	Lungen- und Bauchspeicheldrüsenkrebs	2005E
Bondronat	Durch Metastasen verursachte Knochenschmerzen	2007E
Omnitarg (R1273)	Solide Tumoren	2007E
Epothilone D (R1492)	Solide Tumoren	2007E

Novartis		
Produkt	Indikation/Krebsart	Markteinführung
Femara	Brustkrebs	1996
Zometa	Knochenmetastasen (unterstützende Behandlung)	2001
Glivec	Chronische myeloische Leukämie	2001
PTK 787	Darmkrebs	2006E
Gimatecan	Kolon, Brust, Lunge	2008E
AMN 107	Leukämie	2008E

Trotz ihrer jüngsten Erfolge ruhen sich Roche und Novartis nicht auf ihren Lorbeeren aus. Sie forschen bei ihren kürzlich eingeführten Medikamenten weiter und testen die Anwendung bei anderen Krebsarten und in früheren Krankheitsstadien. Zudem haben sie mehrere neue Produkte in der Pipeline, die sich in Phase II und III der klinischen Entwicklung befinden (siehe Tabelle oben).

Wer bezahlt die neuen Krebsmedikamente?

Die Medikamentenkosten sind zur Zielscheibe der Politiker geworden und haben die Pharmaindustrie in den letzten Jahren unbeliebt gemacht. Die monatlichen Kosten für ein neues Krebsmedikament können pro Patient zwischen 2000 und 3000 US-Dollar liegen. Bisher waren Regierungen und Krankenkassen bereit, diese Behandlungen zu finanzieren. Da sich gewisse Krebsarten vermehrt zu chronischen Erkrankungen entwickeln, wird der Anteil der Kosten für Krebsmedikamente an den Kosten der gesamten rezeptpflichtigen Medikamente zunehmen. Werden die Kosten-

träger im Gesundheitswesen die Pharmaunternehmen unter Druck setzen und Preissenkungen verlangen? Weil Patente in anderen Therapieklassen ablaufen, glauben wir, dass bedeutende Mittel frei werden, die zumindest während einiger Jahre für die Finanzierung neuartiger Krebsmedikamente verwendet werden können. Auch wenn die Gesellschaft kaum bereit ist, neue Medikamente zu akzeptieren, die nicht wirksamer sind als andere und die sogar neue Sicherheitsrisiken beinhalten könnten, sollte sie doch gewillt sein, echte Innovationen zu honorieren. Wir sind der Meinung, dass die Forschung auf dem Gebiet der Krebsmedikamente die bedeutendste medizinische Innovation dieser Dekade fördert. Und Schweizer Unternehmen wie Roche und Novartis reiten zuvorderst auf dieser Innovationswelle.

Luís Correia

Tel. 01 334 56 37, luis.correia@credit-suisse.com

Fliegengewichte gegen dicke Dinger

Die unausgewogene Zusammensetzung des Swiss Market Index (SMI) mit wenigen grossen Brocken ist vielen Anlegern ein Dorn im Auge. Ein Blick zeigt: Der Schweizer Aktienmarkt kanns auch zyklisch und breit abgestützt. Die Anleger sind jüngst sogar besser damit gefahren. **Von Christian Gattiker-Ericsson, Equity Strategy**

Die dicksten Aktien kommen aus der Schweiz. Der Schweizer Blue-Chip-Index SMI besteht zu über 50 Prozent aus Novartis, Nestlé und Roche. Im europäischen Index der Börsenschergewichte wiegen dagegen die drei grössten Aktien rund 19 Prozent und im Dow Jones Industrial in den USA sind es knapp 20 Prozent. Man muss kein Experte in Börsenfragen sein, um zu erkennen, dass der Schweizer Aktienmarkt viel stärker von einzelnen Unternehmen geprägt wird als die übrigen internationalen Börsenplätze.

Zu grosse Eier im Korb

Finanztheoretische Untersuchungen haben gezeigt, dass ein Portfolio von 15 bis 30 Titeln zu einer relativ breiten Abstützung der

«Die Schweizer
Börse wird stark
geprägt von
Einzelunternehmen.»

Christian Gattiker-Ericsson, Equity Strategy

Renditen mit verhältnismässig geringen unternehmensspezifischen Risiken führt. Dabei wurde aber immer eine gleiche Gewichtung jedes Titels unterstellt. Im SMI trifft der Investor nun auf eine Konstellation, wo einzelne Titel das Börsengeschehen übermässig prägen und somit die auf das einzelne Unternehmen bezogenen Risiken übervertreten sind. Würde er der modernen Portfoliotheorie folgen und nicht alle, respektive

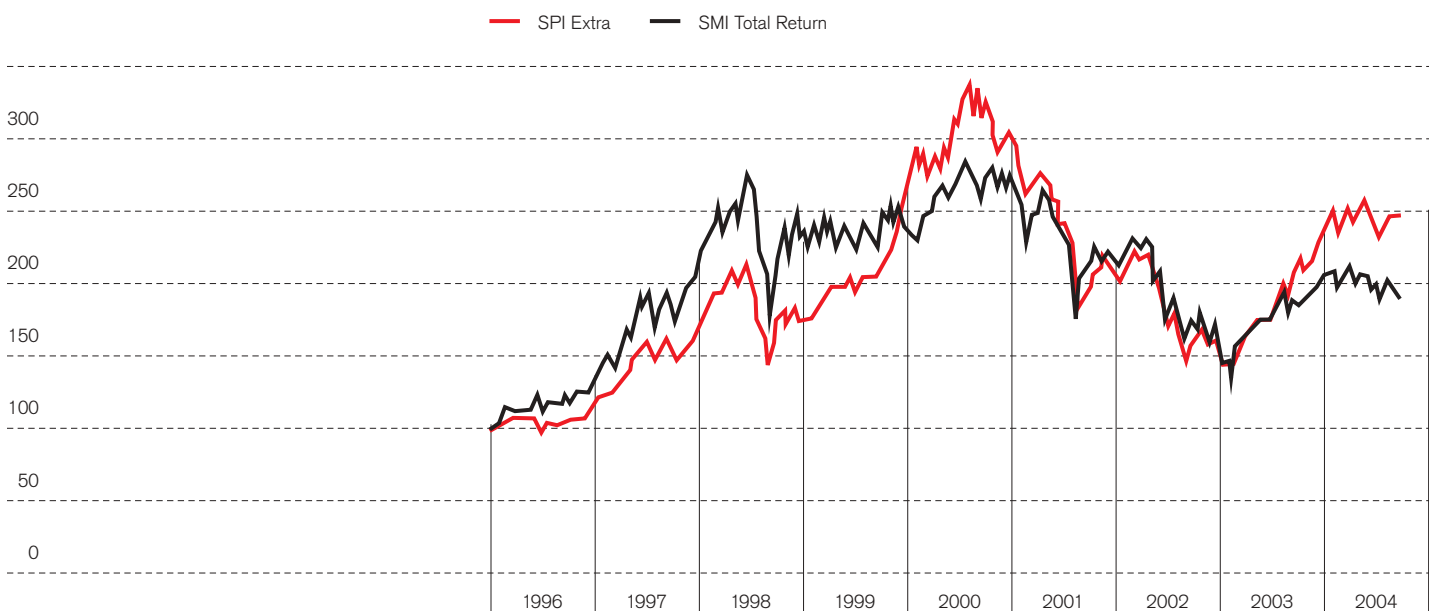
nicht allzu grosse, Eier in einen Korb legen (im Fachjargon Diversifikation, was etwa dem Ausdruck «Risikostreuung» entspricht), so müsste er deutlich mehr Werte in sein Portfolio aufnehmen als die 27 im SMI vertretenen oder aber die vorhandenen gleich gewichten.

Kleiner Bruder mit zyklischen Eigenschaften

Die Schweizer Börse SWX hat den Bedarf einer breiteren Diversifikation in der Schweiz erkannt und die Titel ausserhalb des SMI im Index SPI Extra zusammengefasst. Betrachten wir die Zusammensetzung der beiden Indizes, werden die grossen Unterschiede offensichtlich. Unterteilen wir den Aktienmarkt in zyklische (vom Wirtschaftsgang

SPI Extra tritt aus dem Schatten des SMI

Vergleicht man den SPI Extra (alle SPI-Titel, die nicht im SMI enthalten sind) und den SMI seit Anfang 1996, so schneidet der SPI Extra deutlich besser ab. Seine Gesamtrendite liegt über diesen Zeitraum hinweg um fast 25 Prozent höher. Quelle: Bloomberg



abhängige) und defensive Werte, so zeigt sich das risikofreudigere Gesicht des kleinen Bruders. Im SMI ist mit Novartis, Nestlé und Konsorten über die Hälfte des Börsenwerts der defensiven Sparte zuzuordnen, im SPI Extra weniger als ein Viertel (22,9 Prozent). Die Indexschwergewichte aus dem Gesundheitswesen (mehrheitlich Pharma) machen dabei über ein Drittel der Marktkapitalisierung des SMI aus (36,5 Prozent). Im Nebenindex beträgt sie die Hälfte (16,5 Prozent). Die nichtzyklischen Konsumgüter (vor allem Nahrungsmittel und Getränke) stellen ein Sechstel (17,6 Prozent) im SMI, aber nur 7,3 Prozent im SPI Extra.

Im Gegenzug liegt das Schwergewicht der nicht im SMI enthaltenen Werte im zyklischen Bereich. Über die Hälfte des Werts im SPI Extra stammt aus Sektoren, die von der Konjunkturentwicklung abhängen, während der SMI hier nur 12 Prozent auf die Waage bringt. Am stärksten sind die Differenzen bei den Industriewerten (nur rund 5 Prozent im SMI, aber fast 30 Prozent beim kleinen Bruder) und im Technologiesektor (weniger als 0,5 Prozent im SMI, aber über 7 Prozent im SPI Extra). Somit scheint für den Anleger klar, dass er bei den Nicht-SMI-Werten auf eine günstige Konjunkturentwicklung und auf höhere Risiken setzt.

Starke Rendite seit März 2003

Doch kursmässig hat sich dieses Risiko in den letzten acht Jahren ausgezahlt (siehe Grafik). Die Gesamtrendite (Kursgewinne plus Dividenden) liegt über diesen Zeitraum gesehen fast 25 Prozent höher. Damit hätte ein Anleger eine jährliche Rendite von 11,8 Prozent mit den Werten ausserhalb des SMI erzielt gegenüber 8,7 Prozent im SMI selber. Dies entspricht einer Mehrrendite von gut 3 Prozent pro Jahr. Der Anleger ist also für eine risikoreichere Anlage honoriert worden. Das war aber nicht immer so. Im Zeitraum seit 1996 finden sich durchaus Abschnitte, während deren die Indexriesen deutlich besser abgeschnitten haben als die kleineren Werte. So dauerte es vier Jahre, bis der SPI Extra die Performance des SMI im Jahr 2000 ausgleichen konnte. Und 2001 ging es dann deutlich schneller bergab mit den zyklischen Aktien. Bei genauem Hinschauen ist die zyklische Erholung seit März letzten Jahres hauptverantwortlich für das bessere Abschneiden der Nicht-SMI-Aktien.

Ein Vorteil besteht in der Auswahl an Aktien im Index. Im SPI Extra sind rund 200 Aktien versammelt gegenüber 27 im SMI. Somit bestehen für die Anleger weit reichende Möglichkeiten, ihre Risiken zu streuen. Überdies sind im Index die drei grössten Werte Nobel Biocare, Geberit und Actelion mit insgesamt nur 14 Prozent gewichtet gegenüber den erwähnten über 50 Prozent der drei grössten SMI-Werte. Dieses Profil zieht sich auch in den einzelnen Sektoren weiter. Im Gesundheitswesen offeriert der SPI Extra 13 verschiedene Unternehmen, während im SMI nur 4 enthalten sind. Am akzentuiertesten ist der Unterschied aber bei den Industriewerten. Hier kann der Anleger aus über 50 Werten auswählen, während der SMI ganze 4 auf Lager hat.

Nur abseits des Rummels investieren?

Angeichts dieser Auswahl und der verlockenden Gesamtrenditen der letzten Jahre stellt sich die Frage, warum der Privatanleger nicht überhaupt besser mit Titeln ausserhalb der ausgefahrenen Wege bedient ist. Die zyklischen Risiken haben wir bereits angesprochen. Der eigentliche Hauptnachteil aber dürfte in der Marktgrösse und -liquidität bestehen. Der durchschnittliche Börsenwert im SPI Extra beträgt nur 388 Millionen Franken, der durchschnittliche Börsenwert im SMI dagegen über 24 Milliarden Franken. Selbstredend findet sich in vielen der kleinen Werten ungenügend Liquidität. So gibt es einige Dutzend Aktien, die an einzelnen Tagen kaum Umsatz haben. Für den Investor bestehen somit Risiken, dass er die Titel nicht im gewünschten Mass kaufen und verkaufen kann oder einen höheren Preis für die Transaktionen bezahlen muss. Den Index selber abzubilden macht also sicher keinen Sinn.

Der Kauf eines Fonds mit klein- und mittelkapitalisierten Werten oder der Kauf einiger kleinerer Einzeltitel dürfte wohl am besten eine Positionierung im Segment ermöglichen. Dann kann der Anleger seine von den Indexschwergewichten geprägte Performance mit einigen «leichteren» Werten aufpeppen. Wer weiss, vielleicht treffen wir den einen oder anderen der Kleinen von heute in ein paar Jahren unter den Grossen im SMI an?

Christian Gattiker-Ericsson

Tel. 01 334 56 33, christian.gattiker@credit-suisse.com



«Ideal sind langfristige Investoren»

Ulrich Graf, CEO Kaba AG

Gehen die Aktien eines Unternehmens wie Kaba unter, wenn es nicht im Swiss Market Index abgebildet ist?

Das kann ich mir nicht vorstellen. Wer von den Zeitungslesern weiss denn schon genau, wer in diesem Mix enthalten ist?

Wäre es für ein Unternehmen wie Kaba überhaupt interessant, wenn die Aktien mehr im Scheinwerferlicht stünden?

Natürlich sind wir sehr froh um alle Privaten, die Aktien kaufen und sie hoffentlich lang behalten. Doch den Kurs bestimmt nicht das Publikum. Die institutionellen Anleger kennen Kaba natürlich. Ein paar Jahre Börsenerfahrung zeigen, dass mittelfristig nur eines den Kurs beeinflusst: jährlich steigende Gewinne!

Wie sieht Ihr idealer Investor aus? Wären das eher private Investoren oder eben

doch grosse institutionelle?

Da habe ich keine Präferenzen. Ideal ist, wer sich nicht auf Vierteljahreszahlen abstützt, also langfristig denkt und versucht, das «Total Access»-Geschäft von einer Firma wie Kaba zu verstehen. Die Börse hat ja ihre eigene Logik. Analysten beurteilen immer den ganzen Sektor: Geht es einem Unternehmen schlecht, muss das für alle zutreffen – ob es tatsächlich so ist, interessiert nicht. Aber «Gewinnhopper» bringen nichts. (ba)

«Die Schwyzer und die Urner mögen ihn am liebsten mit Birne»

Die Geschichte des Kaffee Luz liegt im Dunkeln. Die Zukunft dieses wunderbaren schweizerischen Traditionsgetränks wohl leider auch. Von Daniel Böniger, freischaffender Gastro-Journalist



› Ein langer Spaziergang durch die winterliche Landschaft, eine Talfahrt mit dem Schlitten, bereits um vier Uhr legt sich die Abenddämmerung über das schneebedeckte Tal. Was gibt es Schöneres, als anschliessend in einer gemütlichen Beiz einen «Kafi Luz» zu bestellen? Die urchige Mischung aus Schnaps, etwas Kaffee, Zucker und heissem Wasser ist in der kalten Jahreszeit ein willkommenener Aufwärmer: für die Hände, die sich am Glas halten; für den Bauch, der vom Schnaps und vom Kaffee gewärmt wird – und natürlich für die Seele.

Der Volksmund sagt, ein «Luz» müsse so hell sein, dass man durch ihn hindurch eine Zeitung lesen könnte. Die Geschichte dieses Getränkes hingegen liegt ziemlich im Dunkeln: Aus der Innerschweiz komme er, weiss die meisten; das Entlebuch sei seine Geburtsstätte, behaupten einige, die es genauer wissen wollen. Dort sei nämlich am Ende des 18. Jahrhunderts der Pro-Kopf-Konsum von Schnaps auf eindruckliche 13 Liter angestiegen, so dass die Behörden gezwungen waren, Trink- und Weinverbote zu erlassen. Um die Polizei zu täuschen, hätten die Entlebucher den Schnaps im Kaffee «versteckt» und munter weitergesoffen. So lautet die Legende. Wer den raumfüllenden Duft des eidgenössischen Heissgetränks kennt, weiss, dass auf diese Weise wohl nur ein arg verschnupfter Hüter des Gesetzes getäuscht werden konnte.

Einen wahren Kern hat die Geschichte allerdings: In vergangenen Zeiten stellte der Missbrauch von Hochprozentigem bei Bauern und Fabrikarbeitern tatsächlich ein ernst zu nehmendes Problem dar. Um den Anteil des selbst gebrannten Schnapses mit minderer Qualität – wie er sich für ein Gemisch mit Kaffee geradezu anbot – zu verringern, wurde 1887 die eidgenössische Alkoholverwaltung gegründet.

Gemäss Lotti Lamprecht vom Schweizerischen Wörterbuch «Idiotikon» taucht der Name «Kafi Luz» erst in der Mitte des vorherigen Jahrhunderts auf. Genauer: in den regionalen Wörterbüchern von Basel und Zürich. Es spricht einiges dafür, dass die

Rezept Wie bereite ich einen guten Kaffee Luz?

Einige Dinge muss man wissen, damit es funktioniert. Allzu schwierig ist die Zubereitung eines Kaffee Luz aber nicht.

Man nehme ein typisches Kaffee-Luz-Glas und gebe zwei Würfelzucker hinein. Sie dienen als Mass für die beizufügende Menge Schnaps; dessen Sorte variiert je nach Region. Nun wird genau so viel Branntwein in das Behältnis gefüllt, dass die beiden Würfel knapp vom Destillat zugedeckt werden – ein genaues Abmessen entfällt. Zu dieser Mischung kommt als Nächstes der Kaffee dazu: Hat man eine richtige Espressomaschine, lässt man nochmals ein paar Tropfen Wasser durch einen bereits verwendeten Kaffeesatz laufen und gibt den so gewonnenen, sehr dünnen Kaffee ins Glas.

Aber auch mit löslichem Kaffee kann ein «Luz» zubereitet werden: Es genügen ein paar wenige Körnchen, etwa ein halber Teelöffel eines gängigen Produkts. Zu guter Letzt stellt man den Löffel ins Glas, das dann mit etwa einem Deziliter heissem Wasser aufgefüllt wird. Umgerührt wird erst am Tisch. Der Seelenwärmer ist fertig.

Wird ein sogenannter «Kafi fertig» gewünscht, ursprünglich wahrscheinlich eine Berner Spielart, kommt eine ganze Tasse normal starker Kaffee über den Schnaps und den Zucker – das Auffüllen mit dem heissen Wasser entfällt.

Übrigens ist es wenig ratsam, die Menge des beigefügten Destillats allzu sehr zu erhöhen. Geschmacklich wird das Resultat kaum befriedigen.



«Ein Gemisch aus Kaffee, Schnaps, Zucker und Wasser stand den ganzen Tag auf dem Herd.»


Bezeichnung eine Abkürzung für «Luzerner Kaffee» gewesen sein muss. Genau weiss das allerdings niemand mehr. Wie es zur Schreibweise «Lutz» kam, die in vielen Schweizerischen Gastronomiebetrieben auf

der Karte zum Einsatz kommt, kann sich Lamprecht jedoch auch nicht erklären: «Weder die Aussprache noch der vermeintliche Herkunftsort sprechen dafür, ein t zu schreiben.» Allenfalls dient der gängige Familienname Lutz als Erklärung.

Ein Freund aus der Innerschweiz berichtet, dass man dort sowieso nur «es Zwätschge» bestelle. In den Beizen wisse die Bedienung, was gemeint sei. Seinen ursprünglichsten «Kafi Luz» habe er vor einigen Jahren in einem Bauernhaus getrunken, wo auf dem Herd eine Pfanne stand, in der den ganzen Tag ein Gemisch aus Kaffee, Schnaps, Zucker und Wasser heiss gehalten wurde. Ein Bitterwerden des «stärkenden Bauerngetränks» wurde verhindert, indem man nur wenig Kaffeepulver beifügte. Wohl eine Erinnerung an die Zeiten, als Kaffee noch äusserst teuer war.

Doch das ist lange her: Die goldenen Zeiten des Nationalgetränks sind Vergangenheit. Wer weiss denn heute beispielsweise noch, dass der Kaffeelöffel zum Trinken nicht aus dem Kaffee-Luz-Glas genommen wird? Es zeugt nämlich nicht von schlechten Manieren, sondern für einmal von ausgesprochen

Die Entlebucher wollten den Schnaps vor der Polizei im Kaffee verstecken, so die Legende.



“Häng dich in die Seile und warte, bis er müde wird.”

Eine Strategie von Archie Moore, der Muhammad Ali 1974 in Kinshasa folgte.



**CREDIT
SUISSE**

Ein guter Ratschlag kann den ganzen Unterschied ausmachen – im Sport wie im Private Banking. Mit der Credit Suisse haben Sie einen Partner zur Seite, der Sie in allen Anlagefragen immer eine entscheidende Idee weiterbringt. www.credit-suisse.com/privatebanking

Credit Suisse Private Banking

nem Sachverstand: Der Löffel ist notwendig. Er verhindert ein Springen des Glases durch die Hitze des Getränks!

Aber eben: Der Kaffee Luz ist auf dem absteigenden Ast. Die Herabsetzung des Promillegrenzwerts auf Anfang des nächsten Jahres wird dazu führen, dass der traditionelle «Luz» noch seltener bestellt wird. Immer häufiger wird es auch passieren, dass er auf einer Untertasse an den Tisch gebracht wird. Wo doch selbst im noblen St. Moritz höchstens mal ein Bierdeckel unter das Getränk kommt. Und sonst gar nichts. Doch im Unterland lautet die normale Reaktion auf eine «Luz»-Bestellung schon heute: «Das haben wir nicht auf der Karte.»

Bald wird man wohl nur noch am eidgenössischen Schwingerfest die Bauern morgens um neun im Wirtshaus vor einem Kaffee Luz hocken sehen; in der Stadt werden die meisten das Getränk höchstens noch vom Hörensagen kennen.

Immer wieder taucht die Frage auf, welcher Schnaps denn in einen Kaffee Luz gehöre. Streng genommen ist das gar nicht so wichtig. Je nach Region variiert das beigefügte Destillat. Von Kräuterschnaps und Zwetschgenwasser ist die Rede, am häufigsten kommt ein «Träsch» genannter Alkohol zum Einsatz. Dieser wird aus einer Apfel-Birnen-Maische gebrannt und gehört bei Grosshändlern wie CCA oder Prodega zum Standardangebot. Die grosse Köchin und Expertin für die Schweizer Küche, Marianne Kaltenbach, nennt in ihrem Rezept des «Lu-

Andere Länder, andere Kaffees

Nicht nur in der Schweiz hat es Tradition, Kaffee und Schnaps zu vermischen. Auch in vielen anderen europäischen Ländern gibt es bekannte Rezepte, aus «Türkentrunk» und etwas Hochprozentigem Heissgetränk zuzubereiten. Obwohl das grosse Herzrasen beim Genuss vorprogrammiert ist, die Nieren zu vermehrter Entwässerung angeregt werden und sich die Blutgefässe erweitern. Letztgenanntes ist übrigens der Grund, weshalb beim «Kaffee mit Schuss» die berauschende Wirkung schneller einsetzt: So kann der Alkohol vom Körper effizienter aufgenommen werden. Je nach Land variiert der verwendete Schnaps; zumeist wird ein typischer Alkohol aus der jeweiligen Nation genommen. Aber auch die Beigabe von Rahm oder sogar einer Dekoration kann Teil der traditionellen Zubereitung sein.

Kaffees mit Schnaps im Ausland:

■ Äusserst bekannt ist der **Caffè Corretto**, der in Italien häufig ausgeschenkt wird. Seine Zubereitung ist einfach: In einen typisch italienischen Espresso kommt – ganz Handgelenk mal Pi – ein Schlückchen Schnaps. Zucker nimmt der Gast nach eigenem Ermessen. Weil in der Schweiz der Corretto ausschliesslich mit Grappa serviert wird, klingt die Frage des Obers «Mit was drin?» für unsere Ohren wohl etwas seltsam. Allerdings werden tatsächlich diverse Schnäpse mit dem Espresso gemischt.

■ Irland führt wohl den weltweit bekanntesten Kaffee mit Schuss: Beim **Irish Coffee** ist Whiskey, neben Kaffee und Zucker, die Hauptzutat. Eine Haube aus geschlagenem Rahm deckt den Kaffee zu; dekoriert wird er mit einer Kaffeebohne.

■ Österreich ist die Heimat des **Fiaker**: Auf einen Teil Kirschwasser kommen zehn Teile Mokka, auch hier wird das Getränk mit Sahne zugedeckt. Als Verzierung dient üblicherweise eine Kirsche.

■ Eine Kaffeespezialität aus Spanien ist der **Carajillo**. Über die genaue Zubereitung teilen sich die Meinungen. Verbreitet ist folgende Machart: Etwas spanischer Brandy, zum Beispiel Veterano, wird mit dem Dampferhitzer so heiss gemacht, dass er mitsamt dem Zucker angezündet werden kann. (Das Abbrennen des Alkohols ist allerdings nicht überall üblich.) Die brennende Schnaps-Caramel-Mischung wird mit einem starken Kaffee «gelöscht». Vereinzelt wird der Carajillo zusätzlich mit einem Stück Zitronenschale parfümiert.

zerner Kaffees» Birnenbrand als die wohl-schmeckendste Zutat. Eine Meinung, die auch der Schnapsbrenner Andreas Zraggen aus Lauerz teilt. Er meint: «Die Schwyzer und die Urner mögen den Kaffee Luz am liebsten

mit Birne. Je näher man aber an Luzern herankommt, desto höher wird der Anteil an Apfelschnaps.» Damit wird halt leider auch nicht geklärt, ob der Kaffee Luz in der Lichterstadt tatsächlich seinen Ursprung hat. ■

Keine Stimmungsschwankungen bei Kursschwankungen.

**CREDIT
SUISSE**

Sparen Sie sich das tägliche Analysieren der Märkte und Börsen. Vertrauen Sie uns die Verwaltung Ihres Vermögens im Rahmen eines Mandats an. Dank dem direkten Zugang unserer Experten zu wichtigen Informationen können wir die Entwicklungen der Finanzmärkte kontinuierlich beobachten und zu Ihren Gunsten aktiv nutzen. So profitieren Sie von geringen Kursschwankungen. Und haben natürlich attraktive Renditeaussichten. Fragen Sie Ihre Beraterin oder Ihren Berater oder besuchen Sie uns unter www.credit-suisse.com/portfoliomanagement.

Credit Suisse Private Banking

Yvonne Naef ist ambitioniert: Sie will ein fabelhaftes Instrument sein

«Ariane et Barbe-Bleue», eine Oper von Paul Dukas, wird vom 16. Januar 2005 an unter der musikalischen Leitung von Sir John Eliot Gardiner erstmals am Opernhaus Zürich aufgeführt. Bulletin sprach mit «Ariane» alias Yvonne Naef, der St. Galler Mezzosopranistin. Nicht zuletzt über Emanzipation. **Von Andreas Schiendorfer**

Ariane, die sechste Gattin des Herzogs Blaubart, ist eine starke Frau. Sie widersteht sich dem Verbot, mit dem goldenen Schlüssel einen bestimmten Raum aufzuschliessen, überlebt dank aufständischer Bauern und schenkt – Akt ihrer Überlegenheit – dem gefesselten Blaubart das Leben. Sie verlässt ihn, ist frei. Eine emanzipierte Frau also. Oder doch nicht ganz?

«Ariane macht auf mich, zumindest im Moment noch, einen zwiespältigen Eindruck», gesteht Yvonne Naef einige Tage vor Probenbeginn. «Natürlich ist sie eine starke Persönlichkeit, eine Seelenführerin. Aber gleichzeitig ist Ariane für mich eine tragische Figur. Ihr Ziel ist es, die anderen Frauen zu erlösen, doch diesen ist die Sicherheit der Gefangenschaft bei Blaubart wertvoller als eine Freiheit im Ungewissen.» Misslingt also die angestrebte Emanzipierung der Frauen? Yvonne Naef ist sich da nicht so sicher. Vielleicht hätten ja die Frauen auch einfach ihre Rolle gefunden, schliesslich würden sie freiwillig in ihrer Gemeinschaft verbleiben. Sind nicht sogar sie es, die es Blaubart verunmöglichen, sich endgültig zu emanzipieren?

So oder so vollzieht Blaubart laut Yvonne Naef die grösste Wandlung – und dies sogar ohne zu sprechen! Bei ihm kommt der nonverbalen Kommunikation eine ganz besondere Rolle zu.

«Für mich funktioniert diese Oper am besten als Psychodrama, bei dem jede der sechs Frauen einen bestimmten Seelenaspekt darstellt. Sie als Reality Soap aufzuführen oder die revolutionäre Ariane zu



«Ich brauche als Künstlerin stets meinen geistigen Freiraum.»

Yvonne Naef, Mezzosopranistin

einer Art Ulrike Meinhof hoch zu stilisieren, erachte ich als problematisch. Ich brenne jedenfalls darauf, mit Regisseur Christian Guth darüber eingehend zu diskutieren.»

Die eigenen Vorstellungen einbringen

Dramaturgische Vorbesprechungen sind Yvonne Naef wichtig, wie sie es auch schätzt, möglichst lange mit dem ganzen Ensemble zu proben. Die gelernte Primar-

lehrerin, die vor ihrem Durchbruch als Sängerin Musikwissenschaft sowie Geschichte und Philosophie studierte, befasst sich jedenfalls nicht nur mit ihrem eigenen musikalischen Part, sondern beschäftigt sich auch intensiv mit dem Komponisten und der Aussage seiner Oper. «Ich möchte, dass ich im Vorfeld möglichst meine eigenen Impulse in die Inszenierung einbringen kann, dass mir ein Regisseur meinen eigenen geistigen Freiraum zugesteht», erklärt Yvonne Naef. «Das sind natürlich Ansprüche, die ich mir heute besser als früher leisten kann. Ich gönne mir nun den Luxus, mit gewissen Dingen nicht zu leben und auch einmal nein zu sagen.» Hierin steht sie allerdings relativ einsam da. Viele Sänger scheuen die künstlerische Konfrontation und ihre Konsequenzen.

Das angesprochene «Heute» begann für das frühere Mitglied des St. Galler Ensembles 1994 mit ihrem internationalen Durchbruch an der Oper Monte Carlo und an der Mailänder Scala. Letztes Jahr erlebte sie an der Metropolitan Opera in New York einen unvergesslichen Höhepunkt ihrer bisherigen Karriere. «Es ist ein fantastisches Gefühl, wenn man vor 4000 applaudierende Zuhörer treten darf», blickt Yvonne Naef zurück. «Das ganze Gastspiel war ein einmaliges Erlebnis. Die Atmosphäre war herzlich und inspirierend, die Arbeitsbedingungen ideal und entspannt. Es wurde viel ausprobiert, aber nichts überprobiert. Ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort.»

Für Yvonne Naef war dies umso wohlthuender, als sie zuvor mehrmals unter Pro-

Oper mit Glanzbesetzung: Sir John Eliot Gardiner und Claus Guth

Musikalische Leitung: Sir John Eliot Gardiner.
Inszenierung: Claus Guth («Der Fliegende Holländer», Bayreuther Festspiele 2003/2004). **Bühnenbild und Kostüme:** Christian Schmidt. **Lichtgestaltung:** Jürgen Hoffmann.
Solisten: Yvonne Naef sowie Liuba Chuchrova, Martina Janková, Stefania Kaluza, Eva Liebau, Marjana Lipovsek, Cheyne Davidson und Ruben Drole. 16. Januar bis 13. Februar 2005. **Hauptsponsor:** Credit Suisse. Mehr Informationen unter www.opernhaus.ch.

duktionen gelitten hatte, mit dem Gefühl, als Künstlerin missbraucht worden zu sein. Allerdings ist sie überzeugt, dass das Publikum jene Disharmonie nicht zu spüren bekam. Schliesslich sei sie Profi und wisse, dass sie letztlich im Sinne des Regisseurs kreativ zu sein habe. Ihre Kritiken seien denn auch sehr positiv gewesen. Das Erlebnis bleibt für sie trotzdem negativ und energieraubend.

Zurück zum Stück: Als Ariane wird Yvonne Naef die mit weitem Abstand grösste Rolle des Ensembles spielen. Der Umfang stellt für sie aber nicht die grosse Herausforderung dar, sondern die Tatsache, dass Ariane keine klar erkennbare Wandlung durchmacht. «Sie ist, wenn wir das Libretto von Maurice Maeterlinck studieren, am Schluss die Gleiche wie am Anfang. Sie ist sich ihrer Sache ganz sicher und spricht alles aus.»

Was bedeuten Yvonne Naef eigentlich Ruhm und Ehre? Ist nicht ihr Name, der so gewöhnlich, schweizerisch klingt, dem ganz grossen Durchbruch hinderlich? «Es ist nicht mein erklärtes Ziel, auf den Titelbildern aller Gazetten abgebildet zu sein. Es fehlt mir nur schon die Zeit, mehrmals in der Woche zum Coiffeur zu eilen», meint sie lachend und schiebt eine Anekdote nach: «Die Amerikaner wissen nicht, wie man Naef ausspricht. So nennen sie mich «naiv» oder «knife». Was will ich mehr?»

Ehrgeizig ist Yvonne Naef also nicht, und doch sind ihre Ansprüche nicht minder ambitioniert. «Ich will ein fabelhaftes Instrument sein», erklärt sie. «Auf höchstem Niveau. Deshalb möchte ich mit den besten Orchestern und den besten Dirigenten zusammenarbeiten. Aber es geht nicht um meine Person, sondern um die Kunst.» Ein Instrument der Musik in ihrer ganzen Vielseitigkeit. Deshalb will sie sich auch nicht auf Wagner- und Verdi-Opern spezialisieren. Und ihre regelmässigen Konzert- und Liederabende möchte sie um keinen Preis missen, da sie dort ihre lyrische Seite ausleben kann. «Ich will doch nicht immer die böse Frau sein, wie es in Opern dem Mezzosopran meist vorgeschrieben ist», meint Yvonne Naef. Wenn sie mit Singen aufhöre, mit über 60 hoffentlich, dann werde sie übrigens nicht ihre Memoiren schreiben, sondern Musik unterrichten. Damit ist das Gespräch beendet, und Yvonne Naef eilt zum nächsten Termin. Es wartet – Ironie ihrer vollen Agenda – der Coiffeur.

Blaubart - ein alter Mythos mit unzähligen Variationen

Die schauerliche Sage um den Frauenmörder Herzog Blaubart wurde seit 1700 immer wieder künstlerisch erzählt und variiert. Es gibt mindestens 17 verschiedene Märchenfassungen, so auch eine der Gebrüder Grimm. Ludwig Tieck schrieb nicht nur ein Märchen (1797), sondern auch ein Drama (1812), und selbst Max Frisch verarbeitete den Stoff in einer Erzählung (1982). Bekannt sein dürfte auch der Film «Blaubarts achte Frau» von Ernst Lubitsch (1938). Jacques Offenbach komponierte die Operette «Barbe-Bleue» (1866), Béla Bartók die Oper «Herzog Blaubarts Burg» (1911, Uraufführung 1918). Paul Dukas, bekannt geworden durch seine Vertonung von Goethes «Zauberlehrling» (1897), wählte als Libretto der 1907 uraufgeführten Oper das Märchendrama «Ariane et Barbe-Bleue» (1899) des belgisch-französischen Schriftstellers Maurice Maeterlinck. Der Symbolist, dessen Meisterwerk «Pelléas et Mélisande» von Claude Debussy vertont wurde, erhielt 1911 den Literatur-Nobelpreis. Als Neuheit führte Maeterlinck den Ariane-Mythos ins Märchen ein: Ariane führt die gefangenen Frauen aus dem Kellergefängnis, wie Ariane mit ihrem roten Faden Theseus den Weg aus dem Minotaurus-Labyrinth wies. Ariane ist aber, wie Yvonne Naef deutlich macht, nicht einfach eine willkommene Lichtbringerin, sondern, bei aller Freiheit und Individualität, eine Alleingelassene, eine Gescheiterte.

wenn sie
mal andere
krimis als
geschäfts-
berichte
lesen
möchten:

buch.ch
einfach vielseitiger

>>> buch.ch: kaufen ohne reue.

buch.ch
einfach vielseitiger

Und ewig lockt der Schnee – nach St. Moritz an den White Turf

Jahr für Jahr zieht White Turf an drei Sonntagen im Februar Zehntausende von Pferdesportfans ins Engadin. Ein kurzer Blick in die Geschichte des Wintersports. **Von Andreas Schiendorfer**

Am Anfang war eine Wette. Johannes Badrutt, der 1856 in St. Moritz eine Pension erworben hatte, erkannte als Erster die Möglichkeiten des Wintertourismus. 1864 schlug er vier Sommergästen aus London vor, in einigen Monaten wiederzukommen. Falls sie an Weihnachten nicht ohne Jacke im Freien sitzen könnten, würde er ihnen die Reisekosten zurückerstatten. Wenn es ihnen aber gefiele, dürften sie gratis so lange bleiben, wie sie wollten. Sie wollten drei Monate lang – und machten anschliessend in England unbezahlbare Propaganda.

Fünf Jahre zuvor war in St. Moritz der erste wagemutige Skifahrer gesichtet und vorerst noch belächelt worden. Danach machte der Wintersport jedoch eine rasante Entwicklung durch, und St. Moritz war dabei immer «top of

the world». 1880 wurde auf dem gefrorenen See das erste Curlingturnier auf dem Kontinent durchgeführt, 1882 folgten die ersten Eislauf-Europameisterschaften, 1885 richteten die tüchtigen Engadiner die erste Skeleton- und 1890 die erste Bobbahn ein.

Und bereits kurz nach der Jahrhundertwende folgte das Skikjöring, das seinen Namen dem norwegischen Snörekjöring (Schnur-Fahren) verdankt. 13 Männer versammelten sich am 1. März 1906 auf dem Postplatz, stellten sich auf ihre Ski und liessen sich von unberittenen Pferden die knapp zehn Kilometer bis nach Champfèr ziehen. Eine Riesengaudi für alle. Deshalb wurden bereits im folgenden Jahr die ersten Rennen auf dem zugefrorenen St. Moritzer See durchgeführt und der örtliche Rennverein gegrün-

det. Von 1908 an wetteten nicht nur Briten auf den Ausgang der Rennen, und ab 1910 erstreckte sich das Sportereignis über drei Renntage: White Turf war geboren.

Der Name selbst stammt allerdings erst aus den Neunzigerjahren, als der Anlass nochmals eine neue Dimension annahm und zum gesellschaftlichen Ereignis erster Güte ausgebaut wurde, einem allerdings, das keineswegs nur die Reichen und Schönen anlockt, sondern Schnee- und Pferdesportfans gleich zu Zehntausenden.

Vor nunmehr 15 Jahren ist die Credit Suisse eine erfolgreiche Partnerschaft mit White Turf eingegangen. Dies mit der für die Sponsorin erfreulichen Folge, dass sie den – neben dem Sieger des alle sechs Jahre durchgeführten Eidgenössischen Schwingfests – einzigen König der Schweiz krönen darf. Wer nämlich die Gesamtwertung der drei Skikjöring-Rennen für sich entscheidet, ist ein ganzes Jahr lang König des Engadins.

Spannende Rennen sind also am 6., 13. und 20. Februar 2005 angesagt. Mehr dazu unter www.whiteturf.ch.

Pferdestärken

2004 sorgte die Credit Suisse für ein Spektakel der besonderen Art: ein Prominenten-Skikjöring mit Nicola Spirig (Triathlon), Thomas Frischknecht (Mountainbike) und Giancarlo Fisichella (Formel 1). 2005 wird dieses Zusatzrennen unter dem Titel «Pferdestärken» weiter ausgebaut. Noch werden allerdings die Namen der Teilnehmer unter Verschluss gehalten. Fragt sich nur, warum der St. Moritzer Kurdirektor Hanspeter Danuser beim heimlichen Trockentraining gesichtet wurde! Noch vor Jahresende wird das Geheimnis gelüftet werden unter www.credit-suisse.com/emagazine.



Die vierte und heimliche Lieblingsdisziplin von Triathletin Nicola Spirig: das Skikjöring.

Agenda 5/04

Aus dem Kultur- und Sportengagement der Credit Suisse

BERN

18.12.04 Credit Suisse Sports Awards, BEA-Hallen

GENÈVE

3.3.05 Konzert des Orchestre de la Suisse Romande, Série Mosaïque, Victoria Hall
10.3.05 All Blues Jazz Classics: Dee Dee Bridgewater, Victoria Hall

LAUSANNE

28.1.–22.5.05 Ausstellung «Impressionen aus dem Norden. Skandinavische Malerei, 1800 – 1915», Fondation de l'Hermitage

LUZERN

11.3.05 All Blues Jazz Classics: Dee Dee Bridgewater, KKL

MELBOURNE

6.3.05 Saisonstart F 1: Grosser Preis von Australien

ZÜRICH

27.10. – 27.2.05 Ausstellung «Monets Garten», Kunsthaus
21.1.05 Konzert des Orchestre de la Suisse Romande, Leitung P. Steinberg, Solist N. Znaider, Tonhalle Zürich
23.2.05 Konzert des Tonhalle-Orchesters Zürich, Leitung D. Harding, Tonhalle Zürich
2.3.05 Konzert des Tonhalle-Orchesters Zürich, Leitung G. Albrecht, Solistin H. Grimaud, Tonhalle Zürich



Dizu Plaatjies

Meister der formlosen Form



Abdullah Ibrahim

Musiker in den Sechzigerjahren im Zürcher Café Africana von Duke Ellington entdeckt und in der Folge nachhaltig gefördert. Ibrahims Musik strahlt eine würdevolle Ruhe aus; sie wurzelt tief in der Spiritualität, nährt sich aber auch von der ländlichen Musiktradition seines Heimatlandes. Nicht zuletzt schöpft der Pianist immer wieder Inspiration aus der Natur vor den Toren seiner Heimatstadt Kapstadt: «Natur ist die formlose Form. Hier regiert nicht der Viervierteltakt. Das gefällt mir. Genau so komponiere ich.» (rh)

All Blues Jazz Recitals: Abdullah Ibrahim Trio. 27.1.05, Tonhalle St. Gallen; 28.1.05, Theater im National Bern; 29.1.05, Victoria Hall Genf; 30.1.05, Stadtcasino Basel; 31.1.05, Tonhalle Zürich. www.allblues.ch

Musikalisches Kaleidoskop

Er bezeichnet seine erste Solo-CD «Ibuyambo» als «Reise durch das Afrika südlich der Sahara». Dizu Plaatjies, Sohn eines traditionellen Heilers aus Kapstadt, ist ein Hansdampf in allen Gassen: Er ist Band-leader, Sänger, Multiinstrumentalist, Musikethnologe, Lehrbeauftragter an der Cape Town University. Im ganzen südlichen Afrika hat er handgefertigte Instrumente aufgespürt und ihre Spielweisen kennen gelernt. Trommeln, Bogen, Flöten, Mbira, Kayomba, Ugandaharfe, Kuduhörner und vieles mehr kommt an den Konzerten zum Einsatz. Als Neotraditionalist schliesst Dizu Plaatjies mit seinen Mitmusikern an die vorkolonialen Traditionen an und führt sie in die Neuzeit. Dazu gehören auch traditionelle Kostüme, Schmuck, Make-up und Tänze. Etwas Wärme und Bewegung, um den helvetischen Winter aus den Knochen zu vertreiben. (rh)

Weltmusikwelt: Dizu Plaatjies' «Ibuyambo». 23.1.05, Moods im Schiffbau, Zürich. www.moods.ch

Königsdrama

Welches sind die Eigenschaften eines vorbildlichen Regenten? Nun, Richard II. hat sie nicht. Er macht Fehler am Laufmeter, fällt auf Schmeichler herein und bereitet seinen Sturz durch den Herzog von Bolingbroke selber mit vor. In «Richard II.» zeichnet William Shakespeare (1564 – 1616) das Psychogramm eines Herrschers, der viel will und doch nur seine eigene Vernichtung erreicht. Kurz vor seiner Ermordung erkennt er sich selbst: «So spiel'



ich viel Personen ganz allein, / Zufrieden keine; manchmal bin ich König, / Dann macht Verrat mich wünschen, ich wär' Bettler; / Dann werd' ich's, dann beredet Dürftigkeit / Mich drückend, dass mir besser war als König.» Shakespeares Stücke wurden schon zu seinen Lebzeiten als Spiegel aktueller politischer Vorgänge verstanden. Sie sind auch heute noch gültig, und gewisse Grundmotive werden gerne in Managementkursen verwendet. Wenn der Barde gewusst hätte, was er mit seinen Werken ins Rollen bringt... (rh)

«Richard II.» von William Shakespeare. Schauspielhaus Zürich, Premiere am 24.2.05. www.schauspielhaus.ch

Impressum

Herausgeber Credit Suisse, Postfach 2, 8070 Zürich, Telefon 01 333 11 11, Fax 01 332 55 55 **Redaktion** Daniel Huber (dhu) (Leitung), Marcus Balogh (ba), Ruth Hafen (rh), Michèle Luderer (ml), Andreas Schiendorfer (schi), Andreas Thomann (ath), **E-Mail** redaktion.bulletin@credit-suisse.com **Internet** www.credit-suisse.com/emagazine **Marketing** Veronica Zimnic, Telefon 01 333 35 31 **Korrektorat** text control, Zürich **Gestaltung** www.arnolddesign.ch: Karin Bolliger, Michael Suter, Urs Arnold, Alice Kälin, Saroeun Dan, Maja Davé, Benno Delvai, Simone Torelli, Karin Cappellazzo (Planung und Durchführung) **Inserate** Yvonne Philipp, Strasshus, 8820 Wädenswil, Telefon 01 683 15 90, Fax 01 683 15 91, E-Mail yvonne.philipp@bluewin.ch **Beglaubigte WEMF-Auflage 2004** 129 620 **Druck** NZZ Fretz AG / Zollikofer AG **Redaktionskommission** René Buholzer (Head of Public Affairs Credit Suisse Group), Othmar Cueni (Head of Corporate & Retail Banking Northern Switzerland, Private Clients), Eva-Maria Jonen (Customer Relation Services, Marketing Winterthur Life & Pensions), Fritz Stahel (Credit Suisse Economic & Policy Consulting), Gaby Bischofberger (Internet Banking Services), Bernhard Tschanz (Head of Research), Burkhard Varnholt (Head of Financial Products), Christian Vonesch (Leiter Marktgebiet Privatkunden Zürich) **Erscheint im 110. Jahrgang** (5 x pro Jahr in deutscher, französischer und italienischer Sprache). **Nachdruck** gestattet mit dem Hinweis «Aus dem Bulletin der Credit Suisse». **Adressänderungen** bitte schriftlich und unter Beilage des Original-Zustellcouverts an Ihre Credit Suisse Geschäftsstelle oder an: Credit Suisse, ULAZ 15, Postfach 100, 8070 Zürich.

Diese Publikation dient nur zu Informationszwecken. Sie bedeutet kein Angebot und keine Aufforderung seitens der Credit Suisse zum Kauf oder Verkauf von Wertschriften. Hinweise auf die frühere Performance garantieren nicht notwendigerweise positive Entwicklungen in der Zukunft. Die Analysen und Schlussfolgerungen in dieser Publikation wurden durch die Credit Suisse erarbeitet und könnten vor ihrer Weitergabe an die Kunden von Credit Suisse bereits für Transaktionen von Gesellschaften der CREDIT SUISSE GROUP verwendet worden sein. Die in diesem Dokument vertretenen Ansichten sind diejenigen der CREDIT SUISSE GROUP zum Zeitpunkt der Drucklegung. (Änderungen bleiben vorbehalten.) Credit Suisse ist eine Schweizer Bank.

«Folter ist immer ein Verstoss gegen das humanitäre Völkerrecht»

Jakob Kellenberger, Präsident des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK), zum so genannten Krieg gegen den Terrorismus und das unmissverständliche Verständnis der Menschenrechte. **Von Daniel Huber**

Bulletin Können Sie sich noch erinnern, was Sie am 11. September 2001 gemacht haben?

Jakob Kellenberger Ich war hier in Genf in einer Sitzung.

Dieser Tag hat die Weltpolitik der letzten drei Jahre geprägt. Wie hat er die Arbeit des IKRK verändert?

Der Tag, an dem dieser schreckliche Anschlag geschah, hat das Bewusstsein der Amerikaner und die amerikanische Aussenpolitik geändert. Man darf daraus aber nicht eine Zeitenwende konstruieren. Die Arbeit des IKRK hat dieser Tag nicht entscheidend verändert.

Doch beim Krieg gegen den Terrorismus gibt es keine klaren Fronten. Wie gehen Sie damit um? Wir sprechen nicht von einem Krieg, sondern von einem Kampf gegen den Terrorismus, der die Form eines Krieges annehmen kann. Das war der Fall, als die USA und ihre Verbündeten im Oktober 2001 Afghanistan angriffen. Ansonsten hat dieser Kampf bisher nicht die Form eines Krieges im Sinn des humanitären Völkerrechts oder Kriegsvölkerrechts angenommen. Der Angriff auf den Irak wurde zumindest zu Beginn nicht mit dem Kampf gegen den Terrorismus begründet. Die Aufgabe des IKRK ist es, vom Krieg betroffenen Menschen zu helfen und diese zu schützen, sei dies in einem Bürgerkrieg oder einem Krieg zwischen Staaten. Insofern ist unsere Aufgabe klar.

Weniger eindeutig scheint die Definition der Gefangenen von Guantánamo zu sein.

Dort besteht nach wie vor eine Meinungsdivergenz zwischen den USA und dem IKRK. Die USA sahen kein Problem darin, die Militäraktion in Afghanistan gegen das Taliban-Regime als zwischenstaatlichen Krieg anzuerkennen. Doch sehen sie die dort gemachten Gefangenen nicht als

Kriegsgefangene an, sondern als «feindliche Kämpfer», auf die nach ihrer Auffassung die Genfer Konventionen nicht formell anwendbar sind. Sie gestatten dem IKRK aber trotzdem, diese Kämpfer zu besuchen, als ob es Kriegsgefangene wären.

Haben feindliche Kämpfer keine Rechte?

Wir haben mit dieser Terminologie, die nicht im humanitären Völkerrecht vorkommt, Mühe. Aber das ist für mich nicht das Entscheidende. Entscheidend ist, dass Begriffe nicht dazu benutzt werden dürfen, um Menschen jeglichen Rechtsstatus zu verweigern. Auch Gefangene, was immer ihnen vorgeworfen wird, haben einen Rechtsstatus und das Recht auf die Respektierung ihrer Menschenwürde. Nun können sich die USA auf den Standpunkt stellen, die Genfer Konventionen seien auf diese Inhaftierten nicht anwendbar, aber dann müssen sie klar sagen, welches Recht anwendbar ist: die Menschenrechte, das internationale Strafrecht, die nationale Rechtsordnung?

Die Übergriffe in den irakischen Gefängnissen wurden auch damit erklärt, die Bewacher seien zu wenig ausgebildet gewesen und hätten die Genfer Konventionen nicht gekannt. Braucht es eine Grundausbildung, um die Menschenwürde eines Gefangenen nicht mit Füssen zu treten? Ja, und es braucht vor allem ein Klima, in dem keine Zweifel darüber

bestehen dürfen, dass die Menschenwürde zu respektieren ist. Ein Staat hat das Recht oder sogar die Pflicht, für die Sicherheit seiner Bürger zu sorgen. Und das wird auch im humanitären Völkerrecht entsprechend berücksichtigt. Es gibt aber keinen Widerspruch zwischen der Wahrung der eigenen Sicherheit und der Respektierung der Menschenwürde. Der Kampf gegen den Terrorismus darf nie ein Argument dafür sein, das Gleichgewicht zwischen legitimer Verteidigung der eigenen Sicherheit und der Achtung der Menschenwürde ausser Kraft zu setzen. Ich kenne kein plausibles Argument, wieso die Respektierung der Menschenrechte den Kampf gegen Terrorismus schwächen sollte. Für mich ist die menschenwürdige Behandlung von Gefangenen, auch solchen, die des Terrorismus verdächtigt werden, eine langfristige Investition in die Sicherheit. Das humanitäre Völkerrecht schützt Personen, die Verbrechen begangen haben, in keiner Weise vor Strafe. Es verlangt im Gegenteil die Bestrafung derer, die gegen dieses Recht verstossen haben. Dennoch scheint die neue Denkweise Schule zu machen. Im deutschen Bundestag wurde diskutiert, ob die Folter in gewissen Fällen als Notrecht legitimiert werden solle. Die Folterung eines Gefangenen ist in jedem Fall ein schwerer Verstoss gegen das humanitäre

Diplomat und Kämpfer für die Menschenrechte

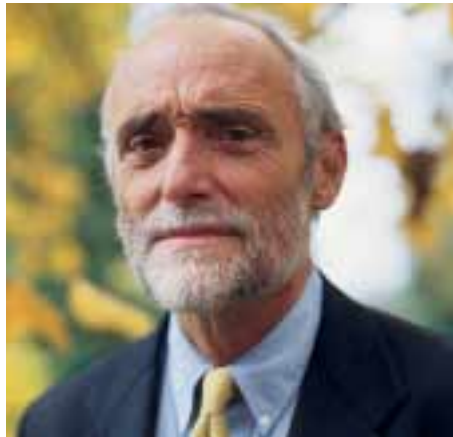
Der 1944 in Heiden AR geborene **Jakob Kellenberger** studierte an der Universität Zürich französische und spanische Literatur. 1974 trat er in den diplomatischen Dienst ein. Es folgten Auslandsinsätze in Madrid, Brüssel und London. Nach knapp zehn Jahren wurde Kellenberger die Leitung des Integrationsbüros des Bundes übertragen. 1992 folgte die Wahl zum Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten. Von 1994 bis 1998 war er zudem Chefunterhändler der bilateralen Verträge mit der EU. Seit 2000 ist er Präsident des IKRK in Genf. Jakob Kellenberger ist verheiratet und hat zwei Töchter.



«Die menschenwürdige Behandlung von Gefangenen ist eine langfristige Investition in die Sicherheit.» Jakob Kellenberger, Präsident des IKRK.

Völkerrecht und die Menschenrechte. Man kann nicht nur ein bisschen foltern. Solche Diskussionen sind extrem gefährlich. Auch der Präsident des deutschen Bundesverfassungsgerichts hat dazu eindeutig Stellung genommen.

Im Sog des Kampfs gegen den Terrorismus werden immer mehr Mitglieder von Hilfsorganisationen entführt oder getötet. Wie gehen Sie damit um? Ich sehe keinen direkten und eindeutigen Zusammenhang mit dem Terrorismus und dem Kampf dagegen. Ich kann hier nur für das IKRK sprechen: Leider wurden Mitarbeitende des IKRK schon vor dem 11. September im Einsatz absichtlich getötet wie zum Beispiel in Tschetschenien, Burundi, der Demokratischen Republik Kongo, im Balkan. Die Angriffe auf das IKRK und seine Mitarbeiter letztes Jahr im Irak und in Afghanistan sind aber sehr beunruhigend, weil sie darauf hindeuten, dass das IKRK für gewisse Gruppen oder Individuen zur Zielscheibe geworden ist. Andererseits dürfen wir nicht übertreiben. Das IKRK ist mit seinen 11 000 ständigen Mitarbeitern praktisch in allen Kriegsgebieten dieser Welt präsent. Und in der überwiegenden Mehrheit dieser Gebiete hat sich die Sicherheitssituation nicht entscheidend verändert. Insofern sind Afghanistan und Irak etwas Besonderes. **Haben Sie dafür eine Erklärung?** Vermutlich hängt es damit zusammen, dass wir in diesen Ländern von gewissen Elementen als Akteure verstanden werden, die zur Stabilisierung der Situation beitragen, indem wir zur Verbesserung der Lage der Konfliktopfer beitragen. Und das sehen nicht alle gern. **Wird in diesem Zusammenhang stabilisierend als regierungsnah missverstanden?** Unsere Angreifer mögen das so sehen. Es ist aber nicht so. Das IKRK ist eine von allen Staaten unabhängige und neutrale Organisation, die ausschliesslich humanitäre Ziele verfolgt. **Doch letztlich sind es politische Systeme, die Sie finanzieren.** Das ist so. Wir werden zu fast 90 Prozent von Staaten und der EU-Kommission finanziert. Das ändert aber nicht unsere Ausrichtung an den Prinzipien der Unabhängigkeit und Neutralität. **Wie kann das IKRK seine Unabhängigkeit und Neutralität sicherstellen?** Indem es seine Entscheide selbständig, unabhängig von politischen Entscheidungsverfahren trifft. Indem es nicht Partei für oder gegen



«Ich versuche immer, mich in mein Gegenüber hineinzusetzen.»

Jakob Kellenberger, Präsident des IKRK

Konfliktparteien ergreift und mit allen das Gespräch sucht. Indem es allen Opfern unabhängig von Religion, Nationalität, Rasse oder sonstiger Gruppenzugehörigkeit hilft. **Können die Kriege noch grausamer werden als heute?** Das ist kaum vorstellbar. Kriege waren schon früher sehr grausam. **Und ebenso menschenverachtend?** Vermutlich schon. Besonders schlimm ist, dass die meisten Kriege auf dem Rücken der Zivilbevölkerung geführt werden. Heute wird viel mehr gelitten als Krieg geführt. Häufig gehen sich die bewaffneten Kriegsparteien aus dem Weg und konzentrieren sich aufs Quälen der Zivilbevölkerung. Besonders in Bürgerkriegen wird die Zivilbevölkerung geradezu systematisch erpresst und gequält. Das ist eine schreckliche Entwicklung. **Als Präsident des IKRK sind Sie täglich mit menschlichem Leid konfrontiert. Wie lässt sich das verarbeiten?** Für die Leute auf dem Feld ist das viel schwieriger als für mich. Ich bin zwar auch oft in den Krisengebieten, aber immer nur für ein paar Tage. Doch obwohl unsere Mitarbeiter täglich mit den dunklen Seiten dieser Welt konfrontiert sind, sehen sie auch die positiven Auswirkungen ihres Tuns. Nehmen wir das aktuelle Beispiel von Darfur im Sudan. Hier versorgt das IKRK momentan rund 400 000 Menschen mit überlebensnotwendigen Gütern und baut Spitäler wieder auf.

Sie haben Ihre Dissertation über «Calderón de la Barca und das Komische unter der besonderen Berücksichtigung der ernsten Schauspiele» verfasst. War dies wegweisend für Ihre berufliche Karriere? Nicht wirklich, aber nützlich, auch bei meiner Diplomatenstätigkeit. Calderón, eigentlich ein Mann der ernsten Schauspiele, verstand es meisterlich, falsches oder gekünsteltes Pathos der Lächerlichkeit preiszugeben. Das hat mich für falsches und künstliches Pathos hellhörig gemacht. Ich kann es mir zwar selten leisten, diese der Lächerlichkeit preiszugeben. Aber allein schon das Erkennen kann sehr nützlich sein. **Somit hat sich für Sie Ihr ansonsten als brotlos verschrienes Studium der Geisteswissenschaften doch bezahlt gemacht?** Ein Literatur- und Linguistikstudium ist für mich nach wie vor etwas vom Besten, was man tun kann. Man lernt lesen und die Worte ernst nehmen. Der Zugriff auf die Wirklichkeit ist ja nicht nur sehr stark geprägt durch die Sprache, Sprache erzeugt auch Wirklichkeit. Das zeigt sich gerade auch in der Politik. Einer meiner Professoren sagte einmal, Wirklichkeit bestehe aus der Summe aller Kräfte, die auf die Menschen wirken. Die Sprache ist sicher eine der grössten Kräfte. Durch unüberlegten oder falschen Sprachgebrauch kommen Menschen ums Leben, werden unnötig verletzt und es geht viel Geld verloren. **Sie haben den Ruf eines brillanten Diplomaten mit enormem Verhandlungsgeschick. Wo sehen Sie in dieser Beziehung Ihre Stärken?** Wahrscheinlich hat es mir auch hier geholfen, dass ich Worte ernst nehme und sie zu lesen weiss. Daneben habe ich auch immer mein Gegenüber in seiner Verschiedenheit respektiert, habe versucht, mich in die andern hineinzusetzen, um so ihre Perspektive besser zu verstehen, ohne die eigenen Verhandlungsziele darüber zu vernachlässigen. Auch dafür muss man gut zuhören können. Dazu kommt das grundlegende Verhandlungshandwerk, das unter anderem eine klare Priorisierung der Ziele beinhaltet.

Spenden für das IKRK auf das Postscheckkonto (Nr. 12-5527-6) oder über eine Banküberweisung – Internationales Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) / UBS SA, Postfach 2600, CH-1211 Genf 2 / Kontonummer: 240-C0129986.0 – oder online www.icrc.org/donation



**Seit 1970 ist ein
Drittel der Wildtiere
verschwunden.**

**Bitte helfen Sie
mit, diesen Teil
zu retten.**

Werden Sie heute WWF-Mitglied. Sie ermöglichen damit unzähligen Tieren das Überleben. Der WWF hat in den letzten 10 Jahren Schutzgebiete von der 50fachen Grösse der Schweiz realisiert. Bitte helfen Sie mit, dass es noch mehr werden.

☒ **Ja, ich will die bedrohten Wildtiere retten und werde WWF-Mitglied.**

☐ Frau ☐ Herr

☐ Jahresbeitrag Erwachsene Fr. 60.-

Vorname/Name

Strasse/Nr.

PLZ/Ort

Bitte einsenden an WWF Schweiz, Postfach, 8010 Zürich. Herzlichen Dank!

Weitere Informationen erhalten Sie unter Telefon 01 297 21 60 oder auf www.wwf.ch

Dieses Inserat wurde ermöglicht
durch Credit Suisse.



Wenn ich meine Liebe zum Detail beim Einrichten versichern könnte:

BOX. Die Haushaltversicherung der Winterthur.

Fühlen Sie sich zuhause. Mit der Sicherheit, die zu Ihnen passt. 24 Stunden, 365 Tage.
Telefon 0800 809 809, www.winterthur.com/ch. Oder direkt bei Ihrem Berater.

Wir sind für Sie da.

winterthur
